Heimatherinnerungen

an

Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker.

Von

Julius Rodenberg.



Berlin,

Verlag von Gebrüder Paetel.
1882.

Ein Posthorn klingt aus fernem Thal
Und verschwimmt im blauen Aether —
Leb' wohl, leb' wohl viel' tausend Mal,
Du heilige Stadt meiner Väter!

Ich küsse Dein Thor im Mondenlicht,
Auf den Boden fall' ich nieder;
Dein Sohn entflieht — O frag' ihn nicht:
Wie kommst Du und wannen wieder?

Dingelstedt,
Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters, 1842.

„Freies Leben, freies Streben, ohne Beeinträchtigung Anderer! Ringen nach dem Besten und Höchsten, wie eines Jeden Eigenthümlichkeit es bedingt! Aber stets in der Ueberzeugung und in dem freudigen Bewußtsein, daß Ungleichheit keine Ungerechtigkeit, sondern der nothwendige Ausfluß des weisesten Weltgedankens ist. Ringen und Streben — mit Freudigkeit beim Erlangen, mit Selbstbescheidung beim Versagtsein, voll Zufriedenheit im Innern, ohne Neid gegen Andere, voll Glauben und Vertrauen zu Gott!“

Oetker,
Ueber das allgemeine Wahlrecht, 1849.

I.

Als die Redaktion der National-Zeitung im März v. J. mich aufforderte, meinem kurz zuvor heimgegangenen Landsmann Oetker ein bescheidenes „In Memoriam“ zu widmen, da dachte ich freilich nicht, daß ich das traurige Geschäft der Pietät so lang' aufschieben würde, bis ich auch den Namen des zweiten Landsmanns hinzufügen könnte. Doch sie sind einander rasch gefolgt. Am 17. Februar 1881 ist Friedrich Oetker in Berlin, am 15. Mai Franz Dingelstedt in Wien gestorben; der eine zwei Monate vor vollendetem 72. Lebensjahre, der andere nur einen Monat vor seinem 67. Geburtstage; der eine, kränkelnd von früher Kindheit an, mit Gebrechen belastet und der Hand des Todes über sich, und dennoch, als er, ein betagter Greis, sanft entschlief, seinen Freunden unerwartet entrissen, so sehr hatten sie sich daran gewöhnt, ihn als einen Leidenden und Bettlägerigen zu kennen; der andere bis kurz vor seinem Ende das Bild der Kraft und Schönheit und Lebenslust, dann wie durch einen tödtlichen Streich zu Boden gestreckt, mit dem Tode ringend, wie einer, der nicht sterben will, weil er auf Erden noch viel zu thun hat, heldenmüthig unter unsäglichen Qualen,

immer noch hoffend, als die Freunde längst schon den Schatten näher kommen sahen. Franz Dingelstedt starb auf den Höhen des Ruhmes, des Glückes und des Erfolges; Kinder und Kindeskinder umgaben sein Lager, mit den Ehren eines Geistesfürsten ist er zur Ruhe bestattet worden, Lorbeeren und Kränze bedeckten seinen Hügel, und eine Straße Wiens soll nach ihm genannt werden. Wenige wußten von Friedrich Oetker, als er, nur von einer barmherzigen Schwester gepflegt, einsam starb, und klein war die Zahl Derer, welche um seinen Sarg in der Kapelle des Augustahospitales zu Berlin standen. Die Loose Beider waren sehr verschieden geworfen, so im Leben wie im Tode. Für den einen der Glanz, das rastlose Streben und die höchsten Ziele des Ehrgeizes; für den anderen, wenn nicht das Dunkel, so doch die Dämmrung einer mittleren Lebenslage, und wenn nicht die gänzliche Stille, so doch die Selbstbeherrschung einer starken, mehr und mehr nach Innen gewandten Natur, des Einsamen, der wenig mit den Menschen verkehrt und doch nicht aufgehört hat, sie zu lieben. Man wird in Berlin keine Straße nach Friedrich Oetker nennen; aber in der kleinen Grafschaft Schaumburg, unter seinen Landsleuten, deren Interessen und Gerechtsame durch länger als ein Menschenalter er immer gewissenhaft vertreten und oft tapfer vertheidigt hat, wird sein Name fortleben, als der eines Mannes, der seinen politischen Ueberzeugungen treu geblieben ist trotz Kerker und Exil, der an seinem Theil ehrlich und geräuschlos mitgearbeitet hat an der Verwirklichung dessen, was unser Aller nationales Ideal gewesen, und der, als die Titel und die Remunerationen und die

hohen Aemter reichlich abfielen für die „Strebsamen“ nach Rechts und nach Links, für sich Nichts begehrt hat als ein kleines, zwar sauberes, aber sonst doch recht dürftiges und kahles Chambregarnie in der Nähe des Anhalter Bahnhofs. Weit gingen die Wege der Beiden auseinander. Dingelstedt starb mit den höchsten Orden und der Freiherrnkrone geschmückt, Oetker hat es nicht weiter gebracht, als zum Ehrenbürger von Rinteln und einiger Schaumburger Dörfer; aber untrennbar in meinem Herzen und meiner Erinnerung sind sie verbunden, wie sie's in ihrer Heimath, ihrer Jugend und dann noch eine gute Strecke lang im reiferen Alter waren.

Friedrich Oetker hat zwei Bände „Lebenserinnerungen“ *) hinterlassen, welche bis zum Jahre 1859 reichen, dem Jahre seiner Heimkehr aus der Verbannung. Von Franz Dingelstedt haben wir nur das Fragment einer Autobiographie „Münchener Bilderbogen“ **), welches die Zeit von 1851 bis 1857 umfaßt. Die sechs übrigen, schon fertig geplanten Theile des Werkes sind nicht mehr geschrieben worden. Aber Manches, was auf sein äußeres Leben Bezug hat, findet sich zerstreut in seinen übrigen Schriften, dem „Wanderbuch“, dem „Literarischen Bilderbuch“, sogar den Novellen; und als ein ächter Poet giebt er den besten Kommentar zu seinem innern Leben in seinen „Lyrischen Dichtungen“, welche den 7. und 8. Band seiner „Sämmtlichen Werke“ ***) bilden.

---

*) Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach. 1877 u. 1878.

**) Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1879.

***) Erste Gesammt-Ausgabe in 12 Bänden. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1877.

Frühe schon, auf der Schule zu Rinteln, sind Friedrich Oetker und Franz Dingelstedt einander begegnet: Beide Kinder des Volkes, ersterer aus einer alten angesehenen Bauernfamilie stammend, wie sie hier in Niedersachsen und Westfalen seit Jahrhunderten auf ihren Meierhöfen sitzen; letzterer der Sohn eines ehemaligen Feldwebels, der im Civildienst aus Oberhessen nach der Grafschaft Schaumburg, dem „kurhessischen Sibirien", wie man sie nannte, versetzt worden war. Keine Bezeichnung konnte weniger gerecht sein; denn es ist ein gar liebes und freundliches Ländchen, gegen Westen der Nachbar Westfalens, gegen Norden in die große niedersächsische Ebene verlaufend, gegen Süden malerisch begrenzt von den buchenbelaubten Weserbergen und in zweiundzwanzigfacher Windung durchflossen von der Weser, welche, zumal in der Frühlingszeit, wenn der Raps in der Blüthe steht, die zahlreichen Dörfer und das Gold der Saaten wie mit einem silbernen Bande umflicht. Kernhafte Leute bewohnen diese Dörfer und Flecken und kleinen Städte, bieder, ein wenig derb, Nachkommen der Cherusker, flachshaarig, blauäugig, am ehrwürdigen Alten hängend. Noch heute trägt der Schaumburger Bauer den weißen Linnenrock und die großen, silbernen Knöpfe, mit dem Bilde des springenden Rosses darauf, welches das alte Roß der Niedersachsen ist, das von Hengist und Horsa; und die Schaumburger Bäuerin trägt den stattlichen Rock von scharlachrothem Frisat, den Silberschild auf der Brust und die Schnur von dicken Korallen um den Hals. Ein starkes Stammesgefühl hat sich hier erhalten in dieser kleinen, außenliegenden Enclave des ehemaligen Kurfürstenthums Hessen; und das

Wort „Schaumburger“ galt lange und — so wollen wir hoffen! — gilt immer noch als ein Paßwort und Erkennungszeichen für alle diejenigen, die dort geboren. Einst, in seinen späteren Jahren, als er lange schon in Kassel und ein Mann war, auf den seine Landsleute sahen, ging Oetker in der Nacht an einer Schildwache vorüber, deren Anruf er entweder nicht hörte, oder aus Zerstreutheit nicht beantwortete. Worauf der Mann sich folgendermaßen vernehmen ließ: „Verfluchte ôle brêtschnutige Donnerwär! Kann hei Schinâs nich antern, wen eck 'em anraupe?“ Die Grobheit, sagt Oetker (in seinen „Lebenserinnerungen“), war zu kräftig, als daß ich den Schaumburger Landsmann nur einen Augenblick hätte verkennen oder ihm hätte zürnen können. Ich antwortete nun plattdeutsch, und da rief der Bursche entzückt: „Donner un't Wêr, ôk en Schomburger!“

Dieses Gefühl, „auch ein Schaumburger“ zu sein, theilte sich selbst denen mit, welchen, wenn nicht durch Abstammung, so doch durch Lebensgewohnheit das kleine Stück Erde lieb geworden war; und wir finden es in hohem Grade bei Franz Dingelstedt. In einem oberhessischen Städtchen geboren, kam er schon als Kind hierher; und so wie seine Jugend und Jugenderinnerungen mit dem lieblichen Weserthal verbunden sind, so wird es auch sein Namen und sein Andenken für immer sein mit Schaumburg und Schaumburgs anmuthig gelegener Hauptstadt Rinteln. Noch steht daselbst, in der Ritterstraße, sein elterliches Haus, mit dem Wein an der Wand und der Rebenlaube im Gärtchen —

An der dürren Rebenlaube
Zittert die vergeßne Traube . . .

Noch steht auch das alte Gymnasium, in welchem er seine Klassiker las, und nicht ohne Nutzen. Noch ist in einer Fensterscheibe des Todenmann, auf der Höhe zwischen Rinteln und Bückeburg, sein Name geschnitten, erinnernd an den jungen Poeten und an noch Eine . . . .

Ein bleiches Mädchen, gramgebeugt und hager,
Das Haupt umwallt von blondem Haargeflechte —

Für Denjenigen, der auf dergleichen Dinge hören mag, klingt hier noch Alles von Dingelstedt'schen Versen.

Wie liebender Sang aus lieblichem Mund
So rauschte es rings durch die Bäume,
Und allüberall aus dem grünenden Grund
Begrüßten mich goldene Träume.

Sein schönstes Heimathlied ist das auf die Weser. Schon zu der Zeit, als ich im Gymnasium zu Rinteln auf denselben Bänken saß, auf welchen, zwanzig Jahre vor mir, Franz Dingelstedt gesessen hatte, stand dieses Gedicht in unseren Lesebüchern und so, wie wir es damals auswendig lernten und hersagten, hat es sich meinem Gedächtniß eingeprägt, und zwar — wenn das Gefühl, welches ja freilich gern für das Alte Partei nimmt, mich nicht täuscht — in einer Fassung, namentlich der ersten Strophen, welche mir schöner erscheint als diejenige, welche der Dichter ihnen später gegeben. Ich lasse die abweichenden Stellen beider Versionen hier zum Vergleich folgen, weil sich in ihnen deutlich ausspricht, wie sehr in Dingelstedt der ironische, geistreiche, oder wenn man will weltmännische Zug den naiv-poetischen allmälig verdrängte.

Aeltere Fassung.
(Aus dem Gedächtniß.)

Ich kenne einen deutschen Strom,
Der ist mir werth und lieb vor allen,
Umwölbt von ernster Eichen Dom,
Umgrünt von kühlen Buchenhallen.
Ihn hat nicht, wie den großen Rhein
Der Alpe dunkler Geist beschworen,
Ihn hat der friedliche Verein
Verwandter Ströme still geboren.

So taucht die Weser kindlich auf
Von Bergen traulich eingeschlossen,
Und kommt in träumerischem Lauf
Durch grüne Au'n herabgeflossen.

Spätere Fassung.
(Aus der Gesammt-Ausgabe.)

Den Strom hat nicht, so wie den Rhein,
Der Alpe dunkler Geist beschworen,
Doch geht er auch nicht hinterdrein,
Wie der, in fremdem Sand verloren.
— — — — — — — — —
Durch zweier Flüsse Friedensbund
Ehrbar entstanden, nicht entsprungen,
Tritt sie aus grüner Hügel Rund
Wie aus der Kindheit Dämmerungen.

Mit dieser, freilich noch so leichten und unschuldigen Anspielung, würden wir das Gedicht in der Tertia eines kurhessischen Gymnasiums zu Vilmar's Zeiten wol nicht auswendig gelernt haben; eben so wenig als das „ehrbar entstanden" auf die Knabenphantasie denselben Zauber geübt hätte, als das „kindliche Auftauchen" und der „träumerische Lauf" der Weser.

Das Gedicht in seiner ursprünglichen Gestalt findet sich am Schlusse des Vorwortes zu dem ohne Jahreszahl und anonym erschienenen Werke „Das Weserthal von Münden bis Minden" *), einer Reihe von Landschafts- und Städtebildern, zu welchen Dingelstedt den begleitenden Text geschrieben hat. Wahrscheinlich aber ist es noch früher entstanden. „Der Leser erlaube mir," heißt es dort, „mit diesem Liede noch einmal aufzutreten, welches ich einst, nicht weil ich mich zum Herold oder zum Dichter der Weser berufen glaubte, sondern weil mir es ihre Welle selber zuzuflüstern schien, in einem lieben und unvergeßlichen Kreise ausgesprochen habe." Ich glaube nicht zu irren, wenn ich es in jene frühe Zeit setze, wo der Dichter als Student von Marburg oder junger Magister aus der Nähe von Hannover in den Sommertagen hierher kam und, wer weiß in welcher glücklichen Stunde, seine ganze Liebe zur Heimath in diesen schönen Versen ausströmte. Da war für den politischen Doppelsinn kein Raum in seiner Seele, deren Träume noch nicht weit über diese Berge hinausgingen. Nur die Geschichte wird gestreift, die Sage berührt, und das Licht der Romantik webt über dem heimathlichen Strom:

Es glänzen in der lichten Fluth
Der Klöster und der Burgen Trümmer,
Des Mondes Schein, der Sonne Gluth,
Des Thurmes wie der Segel Schimmer.

---

*) Kassel (1841), bei Theodor Fischer, jetzt aber nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden und selbst auf antiquarischem Wege schwer zu haben.

Und meerwärts durch ihr Felsenthor
Durch immer wechselnde Gebilde,
Gießt sie die Wellen leicht hervor
Wie jugendliche Traumgebilde.
In ihren Tiefen, klar und rein,
Hört Ihr es heimlich wehn und rauschen,
Und mögt bei stillem Abendschein
Der Nixe seltsam Lied belauschen!

Von alledem hat sich keine Spur erhalten in der epigrammatisch zugespitzten späteren Bearbeitung; aber es ist bemerkenswerth, daß alle Pointen derselben schon in dem erwähnten Vorwort enthalten sind, als ob dergleichen wol in einer prosaischen Biographie der Weser erlaubt sei, nicht aber in ihrer poetischen Verherrlichung. „Ihr ganzes geschichtliches Leben wie ihre Erscheinung tragen ächt deutsches Gepräge, von dem Zeitpunkte an, wo in den Bergwäldern am Wesergestade zum ersten Male der Siegesflug römischer Adler sich verfing, bis zu dem heutigen, wo hessische, preußische, sächsische, braunschweigische, freie reichsstädtische und Gott weiß welche Farben alle noch in schöner, deutscher Zerrissenheit an den Silberfäden des gleichmäßig hinfluthenden Stromes aufgereiht sind. Ehemals ein treuer Wächter germanischer Freiheit, später ein stiller heimischer Hort für altsächsische Sitte, neuerdings ein geduldig zerstückeltes Eigenthum vieler Einzelner, bietet die Weser schon in ihrer Historie einen deutschen Mikrokosmos dar, wie ihn kein anderer der sogenannten Hauptströme deutschen Landes zum zweiten Mal aufweist. Der Rhein endet niederländisch, die Donau wird türkischer Renegat, die Oder führt mehr slavische, die Elbe mehr czechische Elemente von ihrer Quelle aus

in die durchzogenen Länder, — rein deutsch, Vollblutrace, ist und bleibt eben nur die Weser."

Diesen Gedanken hat Dingelstedt nachmals in das Gedicht hinübergenommen; und wo früher die Burg- und Klostertrümmer und die Nixe waren, da heißt es jetzt:

Die Donau hört gar türkisch auf,
Als Slavenkind beginnt die Elbe.
Doch deutsch im ganzen Lebenslauf
Bleibt nur die Weser, stets dieselbe!

Aber das Bild, bei welchem er auch hier noch am liebsten verweilt, ist doch das von dem familienhaften Ursprung der Weser. „Und ist nicht das ein deutscher, ein rührend-deutscher Zug in ihrem Leben," ruft er aus, „daß sie recht patriarchalisch und gemüthlich still aus der ruhigen Vereinigung zweier Flüsse allmälig sich ausbildet ....? Fulda und Werra bieten sich geschwisterlich die Hand. Jene ein Kind der hohen Rhöne, fromm-katholisch großgezogen, bescheiden in ihren Ansprüchen, an Arbeit gewöhnt durch Hersfelder Industrie, erst in Kassel etwas breiter auslaufend, ihre Duodez-Kauffahrer auf weichem Rücken treu, wenn auch langsam hinunterschaukelnd, so tritt sie bei Münden aus den grünen Bergwäldern hervor, und erröthet, wie eine schüchterne Jungfrau, als die Werra, die raschere Tochter des Thüringer Waldes, in langen, hellen Wogen mit ihr zusammenschießt. Noch lange kann das Auge diese Röthe im Fuldawasser verfolgen .... Nun währt bis zur westfälischen Pforte hinab die Poesie des vereinigten Stromlebens, das nicht in der Ausdehnung nach beiden Seiten, sondern in dem stillen, eben-

mäßigen Reiz der nächsten Umgebungen seine Freude findet. Bei Minden schließt sich dieses jugendliche Paradies; der Gang der Welle wird gemessener, breiter, fester, Oker, Leine, Aller, Hunte müssen dienstbar ihre Masse vergrößern, der Kunstfleiß auf dem Wasser und zu Lande regt sich geräuschvoller, das nahe Meer kündigt sich in Sitte, Sprache, Reichthum, Gewerbe an, und endlich mündet der ernst und breit gewordene Strom in der ihn mütterlich aufnehmenden Nordsee."

Dieß ist im Wesentlichen auch der Ideengang des späteren Gedichts.

Hoch ragt sein Felsenthor empor,
Westfalens altberühmte Pforte,
Und frei tritt er daraus hervor,
Und eilt zum freien Meeresporte.
— — — — — — — —
Wie macht sich drauf so prächtig breit
Mit ihrem Hafen, ihrem Dome
Zur Zeit der Hanseherrlichkeit
Die Bremerstadt am Weserstrome!
Der Schlüssel ihres Wappens schließt
Ein Reich von märchenhaftem Ruhme,
Wo duftend und berauschend sprießt
Der Rose unterird'sche Blume!

Wie kommt es nun, fragt der Dichter, daß trotz ihrer reichen Vergangenheit und ihrer blühenden Gegenwart die Weser so still und dunkel ihre schöne Straße hinabziehen muß? Er möchte sie dem Banne des Schweigens entreißen. Aber er fügt hinzu: „Mißgönnt ihr dieses Loos nicht! In dem Schooße ihrer Buchenwälder schlägt manches Herz dem geliebten Strom entgegen, und wessen Wiege seinen

Ufern nahe stand, der blickt von den zerrissenen Felsen der sächsischen Schweiz, wo die Industrie und Spekulation aus jeder Spalte hervorlugt, von den mächtigen Schiffbrücken des Rheines, von den brausenden Donaufällen wol immer noch mit einer treuheimischen Sehnsucht in jene Himmelsgegend hinüber, wo seine Weser fließt."

Und diese Sehnsucht, zurückgedrängt in eine weite, fast unerreichbare Ferne, und doch erwachend bei der leisesten Berührung, lebte fort in Dingelstedt's Herzen bis zu seinem letzten Tage; man brauchte nur die halbverklungenen Namen zu nennen, so stand das Idyll der Jugend wieder vor ihm — das Städtlein mit seinen rothen Dächern in Grün gebettet, wie eine Rose in der Blätterhülle, der silberne Strom, die bläulichen Berge, die sanfte Höhe, auf der man Alles dieß überschaut und auf welcher er einst gesungen:

Hier hab' ich, ach! manches unzählige Mal
Als Knabe und Jüngling gesessen,
Hinunter geschaut in das heimische Thal,
Die Welt und mich selber vergessen.

In einer anderen, rauheren Gegend von Schaumburg, an dem nördlichen Abhange der Weserberge, lag die Heimath Friedrich Oetker's. Es ist ein Hochplateau, weit, öde, reizlos für Denjenigen, den eben noch die Lieblichkeit des gesegneten Weserthals umfangen, baumlos, mit spärlichem Ackerbau, mit Steingeröll und Haiden, auf denen der Schäfer seine Heerde weidet, mit wenigen, von den Bodensenkungen halb versteckten Dörfern, mit Windmühlen, die damals noch etwas Fremdartiges für mich hatten. Fremd auch blieb mir diese Strecke, wiewol

ich sie in meinen jungen Jahren oft genug durchwandert; führte doch der Weg durch sie zu meiner eigenen Heimath, die, wo der Hügelrücken von Rehren und Hattendorf sich senkt, plötzlich aus dem Grün von Aepfelbäumen und Nußbäumen und Wiesen heraufschimmert. Jene Strecke, von dem dunklen, kohlenhaltigen Rücken des Bückeberges bei Oberkirchen begrenzt, mochte wol, wenn ich sie bei sinkendem Tageslicht, in der Dämmerung eines Herbstabends durchzog, den Eindruck eines schottischen Moors auf mich machen, der ich damals ganz in dem Ideenkreise der Walter Scott'schen Romane lebte. Doch mag es hier auch heller und wärmer gewesen sein, wenn „die Ruhe eines sonnigen Pfingstmorgens über dem Gehöfte der kleinen Mühle lag, das mühsam einer Wüstung zwischen den Feldmarken mehrerer Dörfer abgewonnen war". Mit diesen Worten beschreibt Friedrich Oetker in seinem letzten Werk, den schönen und gemüthvollen Schildereien „Aus dem norddeutschen Bauernleben" *), die Stätte seiner Geburt.

Die Oetkers — oder wie man in der Grafschaft sie nannte, die Oetgers (sprich: Oetjers) — waren ein altes Geschlecht von freien Grundbesitzern, deren eigentlicher Boden indessen in dem benachbarten Hannoverschen war. Hier, in dem ansehnlichen Flecken Wiedensahl, lernen wir den Oetker vom Boltenhof oder Boltenstätte kennen, den Oheim des unsrigen, einen Freibauern von dem Typus dessen, welchen Immermann in seinem Hofschulzen geschildert, wiewol er in seiner Ausdrucksweise noch mehr von

*) Berlin, Gebrüder Paetel, 1880.

einer Figur Fritz Reuter's hat. Als sein Sohn sich verheirathete, wollte er demselben unter keiner Bedingung einen anderen Rock machen lassen, als er selbst einst auf seiner eigenen Hochzeit getragen hatte. Dem Sohne jedoch, welchem neumodische Ideen im Kopfe spuken mochten, waren die altväterischen Knöpfe zuwider; und „Vetter Friedrich“, der immer der Schlaue war, suchte den Ohm zu überreden, indem er ihn bei seiner schwachen Seite faßte und ihm bewies, daß die Knöpfe, welche der Bräutigam für seinen Anzug wünsche, viel billiger seien, als die anderen. „Da traf mich aber ein langer unbeschreiblicher Blick des Oheims,“ erzählt Oetker. „Er überlegte offenbar, ob Bosheit oder Unverstand aus mir spreche. Endlich entschied er sich für das letztere. Er nahm bedächtig mit der einen Hand die Pfeife aus dem Munde, stemmte die andere auf die Hüfte, spuckte zwei Klafter weit aus und sagte nachdrücklich: „Fritz, dat versteist du noch nich! En Hochtiedsrock is dat Ehrenklêd vör't ganze Lêwen, daran mot nich'e spârt wêren.“

Bei Gelegenheit derselben Hochzeit wollte „Fritz“, der so frühe schon den Drang des Reformers in sich spürte, den Oheim überreden, von einem Gebrauch abzulassen, der in der That tief im niederdeutschen Bauernleben wurzelt. Zu den homerischen Schmäusen, durch welche man eine solche Hochzeit unter den Bauern meiner Heimath feiert, werden ganze Dorfschaften mit Mann, Weib und Kind eingeladen; allein mit Ausnahme der „Frîfrêters“, i. e. Freifresser, welche — wie Amtmann, Pfarrer und Schullehrer — bei der Zeche frei ausgehen, wird von allen Uebrigen erwartet, daß sie sich mit einem tüch=

tigen Geschenk in baarem Gelde einstellen. Dagegen nun remonstrirte Fritz, indem er an das sittliche Gefühl des Onkels appellirte und die Meinung äußerte, solch' eine „Gifte“ sei doch eigentlich für einen so reichen Mann, wie er, recht unanständig! Da kam er aber schön an; fast noch ärger, als mit den Knöpfen. Zuerst spuckte der Oheim wieder aus und hub dann folgendermaßen an: „I, i Fritz, wo denkst du hên? Ick hêbbe mîn Lêwe lang sau vêl geben most! Nu mot eck doch seien, dat eck nig ganz te korte komme. Sau dachte mîn Vâr, dîn Grôtvâr, ôk.“

Die Zähigkeit des Niedersachsen, das Erbtheil seiner Abstammung und ersten Umgebung, machte sich in dem Charakter und der ganzen Lebensführung Friedrich Oetker's geltend; in seinem unverbrüchlichen Festhalten an dem, was als Recht überliefert worden. Die Stärke des Rechtsbegriffs hat sich in dem Bewußtsein kaum eines anderen Standes so lebendig erhalten, wie bei dem Bauern, der als Prozeßgegner hartnäckig ist, unter keiner Bedingung nachgiebt und an Schlauheit sich mit jedem Advokaten messen kann. In eine höhere Sphäre des Rechtes hat Friedrich Oetker diese Mitgift seiner bäuerlichen Natur erhoben und sie dadurch veredelt. Aber wer kann in der Art und Weise, wie grade mein Schaumburger Landsmann und lange der Deputirte meiner Heimath, sich an dem Kampf für die kurhessische Verfassung betheiligte, den alten Sachsentrotz; und wer in den Fechterkünsten und Praktiken, mit denen er Hassenpflug das Leben so sauer machte, und acht Jahre später unter dem Ministerium Volmar so eklatante Erfolge errang, die alte Bauernpfiffigkeit

verkennen? Auch in seiner äußern Erscheinung drückte sich sein kraftvoller Ursprung aus; obwol von seinem neunten Jahr an kränkelnd und bis an sein Lebensende nicht einen Tag ganz gesund oder frei von Leiden, ist er doch unermüdlich thätig, immer heiter, und noch als Greis, mit dem langen weißen Haar, dem weißen Schnurrbart, der aufrechten hohen Gestalt und den freundlichen blauen Augen der unverfälschte Sohn seines Volkes gewesen.

Als Friedrich Oetker, 1825, auf das Gymnasium nach Rinteln kam, da war Franz Dingelstedt ihm weit voraus; dieser, der seit 1821 die Schule besuchte, saß mit elf Jahren schon in Obertertia, während jener, ein Sechzehnjähriger, erst für die Quarta reif befunden ward.

Das Gymnasium stand damals unter der Leitung des ausgezeichneten Philologen Prof. Dr. Wiß, eines Gelehrten von umfassender Bildung, von Geist und Geschmack, der in seinen jüngeren Jahren an Wieland's „neuem teutschen Merkur" mitgearbeitet, und in späteren als Verfasser lateinischer Gedichte von großer Formvollendung sich einen Namen gemacht hat. Noch in nachfolgenden Schülergenerationen lebte das Andenken dieses trefflichen Mannes fort, unter welchem die junge Anstalt einen solchen Ruf gewann, daß sie nicht nur aus den entfernteren Theilen Hessens, sondern auch vom Ausland her, das hieß damals: aus den angrenzenden Gegenden Hannovers und Preußens, besucht ward und die Schülerzahl von 54, mit welcher sie Wiß übernahm, in wenigen Jahren auf 130—160 stieg.

Wiewol das Gymnasium erst vier Jahre vor dem Eintritt Dingelstedt's — am 1. November, dem Refor=

mationsfeste, 1817 — begründet worden, waren die Räume, in welchen dasselbe sich befand, doch lange schon Stätten der Gelehrsamkeit gewesen. Hier, in dem mittelalterlichen Gebäudecomplex eines säcularisirten Cisterzienser-Nonnenklosters (conventus Sanctimonalium Monasterii Scti Jacobi) war von dem Grafen Ernst von Schaumburg, einem ergebenen Anhänger des Protestantismus und thätigen Freunde der Wissenschaft, A. D. 1621, eine Universität gestiftet worden; und fast zwei Jahrhunderte lang war die Ernestina, nach der Vereinigung dieses Theiles der Grafschaft mit Hessen (1648) und wohldotirt mit den Einkünften des ehemaligen Augustiner-Klosters im benachbarten Möllenbeck, ein wenn nicht glänzender, so doch nützlicher Sitz der Studien im nördlichen Deutschland gewesen; bis zur Zeit des westphälischen Zwischenreichs, durch einen Machtspruch des fremden Gewalthabers, ihr im Jahre 1809 ein Ende gemacht wurde. Der mittelalterliche Charakter ging von der Universität auf das Gymnasium über; der Klosterhof und der Klostergarten, die Aula und die Kreuzgänge, die Classenzimmer und — das Carcer waren fast unverändert noch, wie sie vor zwei-, vor dreihundert Jahren gewesen; und es lebte noch zu meiner Zeit ein alter, würdiger Lehrer, Dr. Boclo, welcher — vor mir schon Dingelstedt's und Oetker's Lehrer — auf der Ernestina studirt hatte. Oftmals habe ich ihn erzählen hören, wie die Disputationen und akademischen Feierlichkeiten in der Klosterkirche abgehalten worden und unsre Aula das Refectorium gewesen sei; wie jeden Mittag um zwölf Uhr hier ein Convictorium von fünfzig Stipendiaten sich lärmend zu Tisch gesetzt und wie sie die Knochen

gegen die Wand geworfen, um das Mark darin flüssig zu machen und herauszuholen. Dämmrig war es in den steinernen Gängen, dämmrig in den Classen, den alten Auditorien; unter einer offenen Bogenhalle hing die Glocke, mit welcher der Pedell, Einer, der noch mit Napoleon in Rußland gewesen, uns zur Schule rief oder das Signal zur Freiheit gab, und gegenüber war das schwarze Brett. Unter den Fenstern floß still zwischen Weidengebüsch ein kleines Wasser, die Exter, zur nahen Weser; und im oberen Stockwerk, aus den alten Nonnenzellen, hatte man die Wohnung des Directors und des Ordinarius von Prima gemacht. Jahre lang — und glückliche Jahre waren es! — habe auch ich dort oben gewohnt, in zwei Zimmerchen, jedes mit einem Fenster, lang, schmal, eng, und oft darüber nachgedacht, wer die Nonne gewesen und wie sie ausgesehn, die vor mir hier in den Klostertagen gewohnt. Ueber den Wall und über Gärten hinweg ging der Blick auf die Berge; hinter hohen Pappeln sah ich die Sonne niedergehen, und oft in der Märznacht hörte ich die Weser rauschen — „schaurig-süßes Gefühl, lieblicher Frühling du nahst!“ . . . .

Der philologische Zug herrschte lange vor auf unsrem Gymnasium; wir schrieben und sprachen ziemlich fließend Latein. Noch zu Dingelstedt's Zeit und manches Jahr nachher wurden immer, am Tage des Reformationsfestes, und zugleich zur Erinnerung an die Stiftung der Schule, lateinische Thesen ausgegeben und öffentlich vertheidigt. Ebenso wurde der Geburtstag des Kurfürsten und seit 1831 auch der des Kurprinzen und Mitregenten durch lateinische Festschriften gefeiert. Aber die Pflege von Musik und Poesie

wurde darum nicht vernachlässigt; und eine der schönsten Festlichkeiten, die noch lebhaft in meiner Erinnerung ist, ward alljährlich, am Schlusse des Jahres, am letzten Abend desselben begangen. Dann war die Aula feierlich beleuchtet; an den Wänden hingen die Porträts der Landgrafen und Kurfürsten und auf den Bänken saßen die hübschen jungen Damen von Rinteln, welche den Aufführungen der Schüler, ihrem Clavierspiel, ihren Reden und Gedichten mit freundlicher Theilnahme folgten. Die alten Schulnachrichten, Fest- und Gelegenheitsschriften, für deren Mittheilung ich dem gegenwärtigen Director des Rinteler Gymnasiums, Herrn Dr. Buchenau, nicht genug danken kann, zeigen, daß Dingelstedt frühe schon bei diesen öffentlichen Anlässen herangezogen ward. Aber es ist merkwürdig zu beobachten, daß — während rings um ihn her deutsch gedichtet und declamirt wird — er nach Ausweis der Programme nur als Prosaredner oder lateinischer Dichter auftritt. Das erste Gedicht von ihm, welches gedruckt ward, war ein lateinisches, zum Lobe Hessens. Auch als Opponent bei den Disputationen war er — laut Mittheilung eines noch lebenden Zeugen — von seltener Gewandtheit; und ein auswärtiger Gelehrter, der einer solchen Disputation beiwohnte, bemerkte: daß nach Professor Hermann in Göttingen, Dingelstedt der feinste Lateiner gewesen sei, den er jemals gehört.

Das Programm von 1823 nennt unter den Schülern, die sich besonders hervorgethan, den neunjährigen Quartaner „F. Dingelstedt aus Rinteln mit 10 Auszeichnungen, z. B. wegen seiner Fortschritte im Lateinischen“; das von 1825 den Tertianer „wegen seiner Fortschritte im Fran-

zösischen". Im folgenden Jahr wird er gelobt, „weil er 250 lateinische Verse und 20 Capitel" memorirt hat; und jetzt auch finden wir „F. Oetker aus Rehren im Schaumburgischen" zuerst und zwar gleich rühmend erwähnt. Mit 12 Jahren erhält „der Secundaner Dingelstedt 9 Belobungen, weil er 250 Verse aus dem Virgil und 100 aus dem Homer memorirt hat", und der 17jährige Tertianer F. Oetker das Zeugniß „musterhaften Fleißes und Betragens überhaupt". Endlich, im Jahre 1827 und in der Secunda, haben sie sich erreicht; mit unsäglichem Fleiße (der auch im Schulprogramm gebührend hervorgehoben wird) war es Oetker gelungen, in weniger als zwei Jahren Quarta und Tertia zu durchlaufen. Aber im Jahre darauf haben sich die Beiden schon wieder verloren: Dingelstedt mit 14 Jahren ist in Prima, Oetker mit 19 noch in Secunda. Drei Jahre lang, wegen seiner allzugroßen Jugend, wird Dingelstedt in Prima zurückgehalten; aber er ist primus omnium, als Oetker eben erst über die Schwelle der obersten Classe tritt, und als er seine Maturitätsprüfung macht, wird der Siebenzehnjährige mit dem höchsten Grade der Reife, der jemals ertheilt worden ist, entlassen. Bei der Feier des Sylvesterabends 1830 hat er eine Rede gehalten „über die Sehnsucht des Menschen nach einer besseren Zukunft"; und bei seinem Abgang, Ostern 1831, legt er ein lateinisches Gedicht „Hassia felix", das glückliche Hessen, gedruckt vor und vertheidigt es in lateinischer Disputation. Auch Oetker bestand sein Examen gut genug: aber es wird nicht viel Rühmens davon gemacht und sein Abschied ist ohne Sang und Klang. Dieß war das Loos

der Freunde, später im Leben, wie hier auf der Schule: Franz Dingelstedt immer der Erste und Friedrich Oetker immer der Zweite.

Aber mit gutem Humor verzeichnet er die Schulanecdoten, welche noch im Schwange waren, als ich selber das Gymnasium besuchte. Hatten wir doch zum Theil noch dieselben Lehrer. Da war der gute Storck, der Zeichenlehrer, dem ich, zum großen Gaudium Dingelstedt's und Oetker's, in meinen „Grandidiers“ eine bescheidene Rolle zuertheilt habe, und der einst einem Mitschüler jener Beiden einen „Tadelsstrich“ im Classenbuche gegeben, „weil er einen Löwen zerriß“ (nämlich ein Vorlegeblatt). Da war der andre Lehrer, der einst einem Schüler das Aufsatzheft, in welchem das vorschriftsmäßige Löschblatt fehlte, mit den zornigen Worten entgegenhielt: „Knabe, worin ist es nicht?“ Und als dieser Knabe verblüfft nicht zu antworten wußte, erscholl drohend, zu des eben eintretenden Ordinarius Staunen und nachträglichem Ergötzen die weitere Frage: „Nun, erfahre ich noch immer nicht, worin es nicht ist?“ Die Antwort sollte lauten: nicht in Ordnung! — Da war ferner unser bejahrter Singlehrer Volckmar, ein Organist von der alten Schule, der ganz in Haydn'schen Traditionen lebte und selbst einige Werke im Style seines Meisters componirt hatte, die mehrfach aufgeführt wurden. „Als ich mich,“ erzählt Oetker, „vorschriftsmäßig bei dem würdigen Herrn meldete, empfing er mich höchst freundlich, da er offenbar nach meiner Gestalt einen rechtschaffenen Baß in mir erwartete. „Nun, lieber Oetker,“ sagte er, „geben Sie 'mal einen Ton an!“ — O, dieser Ton! . . . Der treffliche Mann

hat nie einen zweiten von mir begehrt. Als Oetker später, schon in Prima, bei den Redeübungen dieser Classe einmal sehr gut „über die Segnungen und Gefahren der Freiheit" sprach, mochte der Director ein Stück von einem zukünftigen Politiker in ihm ahnen. „Vorsicht, Vorsicht!" rief er schmunzelnd; und fügte dann seufzend hinzu: „ja, wenn nur die Stimme besser wäre!"

Lebenslang war, in Folge chronischer Heiserkeit, diese Stimme das Hinderniß, gegen welches Oetker in seiner juristischen und parlamentarischen Praxis vergeblich ankämpfte. Wenn man diese Beiden vergleicht, welche hier in Rinteln einander zuerst sahen, so könnte man wol behaupten, daß die Natur dem Einen Alles versagt, dem Andern Alles gegeben habe, was den Erfolg sichert; daß Oetker der Mann gewesen, dem Alles schwer, und Dingelstedt der, dem Alles leicht geworden; daß jener bestimmt schien zur Entbehrung und dieser zum Genuß, wenn auch, wie der „fidus Achates" getreulich registrirt, die Gegenstände seiner ersten Passion sehr unschuldige Dinge waren, nämlich „Boltches" (eine Art von Bonbons) und Aepfel. „Heda, heda, Musche Dingelstedt!" rief eine alte Hökerin, wenn der jugendliche Primaner, und zwar immer ohne Mütze, an ihr vorüber nach dem Gymnasium lief, „wieder von die dicken Bischenetten, drei vor'n Groschen!" Andere Stimmen der Verführung hat er wol bald genug hören müssen.

Oetker schildert den Freund um diese Zeit als „ein überaus zartes Bürschlein, schwank, schmächtig, mit klugen Augen, hübschem, bleichem, fast kränklichem Gesicht". Vielleicht eben wegen dieser Schwächlichkeit des Sohnes

hing der Mutter ganzes Herz an ihrem Fränzchen. „Mein Vater hat mir von Jugend auf gesagt“ — heißt es in den „Briefen an eine Verlorene“ (Wanderbuch, S. 106) — „Franz, Du wirst nie klug werden, niemals die Menschen kennen lernen“; aber meine Mutter entgegnete, indem sie mir die Thränen über einen kindischen Verlust, die Wunden einer Knabenbalgerei abtrocknete: „Laß den Jungen doch!“ In den „Briefen von Dingelstedt“, welche dessen Rinteler Stubengenoß und Marburger Corpsbruder, unser wackerer Landsmann Adolph Vogel aus Schmalkalden, gegenwärtig in Frankfurt a. M. und lange Jahre Redakteur des „Frankfurter Journals“, kürzlich veröffentlicht hat*), findet sich eine höchst bezeichnende Stelle aus dem Mai des Jahres 1832, wo Dingelstedt seiner Gesundheit halber sich von Marburg nach Rinteln begeben hatte, um sich hier zu erholen: „Die Lungen-, Herzgefäß- und Adernentzündung, die mich hatte“ (dieses „mich“ ist so charakteristisch für Dingelstedt!) — „nöthigt mich, ein ganzes, langes Semester in diesem schauervollen Neste zu kampiren, alsdann: nicht zu rauchen und täglich meines Alten dampfenden Justus zu riechen; nicht zu trinken, weder Wein, Bier, Kaffee, Thee (und an der Quelle zu sitzen), kurz nicht zu leben und in Rinteln zu sein. Rechne dazu, daß nun wol alle Freitag**) ein Billetdoux von

---

*) Im Feuilleton der „Neuen Freien Presse“, 10. und 11. Juni 1881.

**) Eine Anmerkung Vogel's belehrt uns, daß die Post alle Woche nur einmal, am Freitag, aus dem übrigen Kurfürstenthum in der Grafschaft eintraf und auf ihrer Tour regelmäßig Nachts bei Höxter umwarf.

einem Marburger Philister ankommen, alle Sonnabend das Ungewitter väterlichen Zornes über mein schuldiges Haupt hereinbrechen wird; daß meine arme Mama, die einzige, die ich liebe, kränkelt und ich mit blühender Schwindsucht in den afficirten Lungentheilen dem Tod entgegenreite.“ Da war es die Mutter, welche wie eine Vorsehung über seinen jungen Jahren wachte und er hat es ihr durch treue Liebe vergolten. Seine Gedichte sind voll rührender Erinnerungen an sie, und viele, viele Jahre, nachdem sie heimgegangen, bewegte der Pfarrer die Trauerversammlung, die an Dingelstedt's eigenem Grabe stand, zu Thränen, indem er dessen Liebe zu seiner Mutter hervorhob und das schöne Gedicht recitirte, welches dieser als Gruß zu ihrem letzten Geburtstage gesandt:

Du lehrtest mich durch Frühlingsauen
Mit offnem Blick und Sinn zu geh'n,
Die Wunder der Natur zu schauen
Und ihre Räthsel zu versteh'n;
Der erste Vers, den ich gestammelt,
Du legtest mir ihn lächelnd aus,
Und brachtest, durch Dich selbst gesammelt,
Mir meinen frühen Liederstrauß.

Und wie Du stets mit Muttersorgen
Den schwachen Liebling treu gepflegt,
Wenn kalt durch seinen Lebensmorgen
Des Todes Schreckenshauch gefegt,
So hast Du auch mit starkem Schilde
Mich vor dem inn'ren Feind bewahrt,
Und mich mit echter Frauenmilde
Geführt auf mancher wilden Fahrt.

Sie war, nach Oetker's Schilderung, eine schöne Frau mit feinen Zügen und prachtvollen Augen; aber schwäch=

lich, brustleidend, und sie starb vor der Zeit an einem Ostermorgen „sanft, still, selig — ach, wie sie nicht gelebt!“ Vom Grabe der Mutter schrieb Dingelstedt am 8. April 1836 dem Freunde: „Du hast sie gekannt, unter allen meinen Freunden Du allein, und nicht einmal Du, nicht einmal ich. Sieh' Fritz, ich habe Blicke in meines Vaters Herz gethan in den Momenten, wo der heiße Schmerz die Metallrinde geschmolzen hatte, wo die Erinnerung an seine Liebe, an sein schönes Hannchen das alte Herz verjüngte; Fritz, von dem wollen wir lernen, wenn er auch ein rauher Mann ist. Er hat mir das Bild der Verklärten aufgerollt, wie sie als Mädchen war, als Braut, als Frau, als Mutter, als Sterbende — ach! ich habe sie nicht gekannt, ich habe sie blos verloren.“

Aber ihr Bild und ihre Liebe begleiteten ihn lange noch; wie ein Schutzgeist war sie ihm nahe in der Stunde der Versuchung. Als er in London in den Tagen des „Romans“, welchen er selber mit so leidenschaftlicher Gluth besungen, durch die Morgendämmerung und Stille der Riesenstadt schreitet, steht er plötzlich vor einem Kirchhof.

Da geschieht's mir — ich weiß, es ist nur ein Wahn,
Doch packt er mit eisigen Fäusten mich an, —
Daß vorübergleitend ich meine:
Es sitze auf jenem weißen Stein
Mein liebes, seliges Mütterlein
Und blicke mich an und weine.

Ein anderes Mal, in seinen „Irrfahrten“, ruft er aus:

Nur ohne Liebe nicht verderben,
Im fernen Land nicht siechen, sterben.
— — — — — — — — — — —

Soll ich die Heimath nimmer sehen,
So laßt mich doch drin sterben gehen,
Mich ruh'n bei meinem Mütterlein,
Nicht in der Fremde, nicht allein!

Nicht ganz hat dieser Wunsch ihm erfüllt werden sollen; aber auch in Wien ruht er nicht in fremder Erde und nicht allein. Treue Herzen schlugen an seinem letzten Lager, treue Hände pflegten, treue Augen beweinten ihn; und ihm, der den Seinen viel Liebe gegeben, ist auch von den Seinen viel Liebe geworden.

Dingelstedt's Vater überlebte die Mutter um zweiundzwanzig Jahre und konnte noch Zeuge sein eines Theils der glänzenden Laufbahn, welche den Sohn zu der höchsten gesellschaftlichen Stellung emporführte. Fast alljährlich kam er nach Rinteln, um den alten Vater zu besuchen, der ihm einst, als er den Schulmeister an den Nagel hing, einen Brief voll bitterer Vorwürfe schrieb, daß er seine Erwartungen „so schrecklich getäuscht", und — zu besserer Nutzanwendung — mit einem kräftigen Citat aus den Sprüchen Salomonis 27, 22 schloß: „Wenn du den Narren im Mörser zerstießest mit dem Stämpfel, wie Grütze, so ließe doch seine Narrheit nicht von ihm."

Die strenge Zucht des Vaters war indessen nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf den Bildungsgang des Sohnes: ehrenhaften Charakters, „klaren, klugen" Sinnes, einfachen, ernsten und doch heiteren Wesens, und als alter Soldat militärisch-pünktlich und zuverlässig in allen Dingen, hat er ihn an jene „Accuratesse" gewöhnt, welche die Bühnenleitung Franz Dingelstedt's zu einer so musterhaften gemacht hat. Auch hat der Sohn es dem Vater, wenn er

ihn gleich einen „rauhen Mann“ nannte, niemals vergessen und dem Andenken desselben in seinem letzten Werke, den „Münchener Bilderbogen“, ein kleines literarisches Monument gesetzt, da wo er von seinem für den König Max bestimmten Rechenschaftsbericht über das Kgl. Bayerische Hof- und Nationaltheater spricht. „Ich besitze sie noch, diese Denkschrift,“ heißt es dort (S. 137), „die mein Testament geworden ist. Manche liebe (das heißt: nicht liebe) Nacht habe ich daran gearbeitet, meinen braven Vater, damals noch am Leben, segnend, wie ich ihn seither oft im Grabe gesegnet habe. Er zwang mich in meiner grünen Gymnasiastenzeit, seine Kämmereirechnungen der Stadt Rinteln und der Klostervoigtei Möllenbeck abzuschreiben, gegen ein Honorar von zwei Hessen-Albus (1½ guten Groschen) per Bogen, die Belege zu ordnen, die Bilanzen zu ziehen, „immer hübsch Zahl unter Zahl. — Denn du kannst nicht wissen, Franz,“ setzte er hinzu, „wozu du es 'mal im Leben brauchst. Der Mensch lernt nichts umsonst; das merke dir.“ Und wenn ich mich in einem Einnahme- oder Ausgabe-Titel vergriffen, in der Numerirung der Belege geirrt, einen falschen Abschluß gemacht, so wurde das große, mit Linien und Ziffern bedeckte Blatt vor meinen überquellenden Augen ruhig zerrissen, mit den sanften Worten: „Na nun fang' von vorne wieder an, bis du's triffst“ .... Guter, lieber, strenger Vater!“

Ich selber, in meiner Schulzeit, habe den alten Herrn noch oft genug gesehen, wenn er, in seinem altmodischen braunen Tuchrock, eine Tuchkappe mit großem Lederschirm auf dem Kopfe, den Stock in der Hand und das kurze

Tabakspfeifchen im Munde, bedächtig daherschritt: „eine hohe, knochige, fast urweltliche Erscheinung", wie Oetker ihn beschreibt, aber dennoch, so viel ich mich erinnere, das treue Prototyp seines Sohnes, so daß dieser, bei dem gleichfalls Alles, Gestalt, Haltung und Lebensgewohnheit ins Feinere und Vornehmere übersetzt schien, wol auch von sich sagen konnte, wie der Größere, vor dem er sich in Ehrfurcht gebeugt:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.

II.

Im Frühjahr 1831 bezogen beide Freunde die Landesuniversität Marburg: Oetker um Jura, Dingelstedt um Theologie zu studiren. Hier sprang der junge siebenzehnjährige Gottesgelehrte sofort bei den „Schaumburgern" ein — „Schaumburgia sei's Panier" und blau-roth-schwarz waren die Farben — gerieth in eine Corpshatz und bekam bei der Gelegenheit eine so tüchtige Quart, daß er die Narbe davon sein Lebtag behielt. Aber nach der Meinung der Aerzte, wie Vogel mittheilt, befreite dieser „Schmiß" den bis dahin Leidenden von dem letzten Rest eines kranken Lungenflügels, wenn auch noch nicht ganz von der Sentimentalität. „Der Keim des Todes liegt in mir", schreibt er einmal; und ein andermal will er den Freund nicht „in ein Gewebe von Klagen und Schmerzen und Krankheiten und Tollheiten einwickeln, durch das sich überall der schwarze Streifschatten einer lebensmüden Vergangenheit hindurchzieht."

Es liegt mir ein merkwürdiges Stammbuchblatt aus jener Zeit vor, welches Dingelstedt einem damaligen Commilitonen, dem gegenwärtig zu Hanau bei gesegnetem

Alter und in voller Rüstigkeit noch lebenden Gymnasialprorector a. D., Professor Dr. Fliedner, geschrieben hat.

Herr Prof. Fliedner, der sich als Lehrer der Mathematik und Physiker einen hochgeachteten Namen gemacht hat, traf mit Dingelstedt während seines letzten Studienjahres zusammen; und er war so freundlich, mir einen Bericht darüber zu geben, der so charakteristisch und interessant ist, daß ich Einiges daraus hier wörtlich mittheilen will. „Ich lernte Franz Dingelstedt," so schreibt mir der würdige Herr, „bei einem Doctorschmaus in Marburg kennen, zu welchem außer uns Beiden einige Docenten und ältere Studenten geladen waren. Es fand sich dabei, daß Dingelstedt und ich einen gemeinschaftlichen Bekannten, den nun auch schon seit einer Reihe von Jahren entschlafenen Julius Hartmann hatten, der ein Schulfreund von Dingelstedt und ein Studiengenosse von mir war. Von dieser Zeit an waren Dingelstedt, Hartmann und ich während eines Jahres fast täglich zusammen, machten unsere Spaziergänge gemeinschaftlich u. s. w. Manchmal gab dann Dingelstedt unsrem Drängen, mit seinem wundervollen Organ uns vorzulesen, nach. Ich habe seitdem kaum jemals wieder einen ähnlichen Genuß beim Vorlesen gehabt. Bei einer solchen Gelegenheit bemerkte ich einst ein kleines vollgeschriebenes Heft mit Gedichten von Dingelstedt, erbat mir die Erlaubniß, sie mitnehmen zu dürfen und als ich sie ihm nach ein paar Tagen mit einigen anerkennenden Versen wieder zurückschickte, gab dieß Veranlassung zu einem liebenswürdigen Scherz. Denn als ich hierauf zu der für den gewohnten Spaziergang bestimmten Stunde, Nachmittags zwei Uhr, in das

Zimmer des Kleinen, wie wir Freund Hartmann zu nennen pflegten, eintrat, fand ich die Fenster verhüllt, auf dem Tische standen zwei brennende Kerzen und lagen zwei gekreuzte Schläger nebst andren Emblemen. Dingelstedt und Hartmann aber in schwarzem Frack und Cylinderhut sprangen vom Sopha vor dem Tisch auf, führten mich auf einen Stuhl gegenüber, nahmen wieder auf dem Sopha Platz und nun verlas Dingelstedt ein längeres Gedicht in fließenden, gereimten Versen, das hauptsächlich eine Vermahnung enthielt, wie sich ein Dichter zu benehmen habe, und von feierlicher Ueberreichung jener Embleme durch den Kleinen begleitet wurde; z. B. bei der Stelle: „Der Dichter soll nie baares Geld" besitzen, kam ein leerer Geldbeutel, bei einer andern: „Auch sei der Dichter selten nur zu Hause" kam ein Hausschlüssel zum Vorschein. Schließlich ward ich dann in den Dichterorden aufgenommen, wovon ich indessen, wenigstens öffentlich, aus guten Gründen keinen Gebrauch gemacht habe." *)

„. . . . . . Dingelstedt war in jenem Winter im Ganzen ernst gestimmt, konnte jedoch zu Zeiten auch ausgelassen munter sein. Er war als Theologe inscribirt, fühlte aber keinen Beruf dazu und verschob auch jetzt noch seine Vorbereitung zum Examen, das er nach dem väterlichen Willen am Schluß des nächsten Sommerhalbjahres ablegen sollte. Das ihm vorgesteckte Ziel, sowol ein Pfarramt (— Dingelstedt Pfarrer! man denke! —) als

---

*) Der Leser wird sich aus einer späteren Mittheilung dieses Buches überzeugen, daß mein geehrter Herr Correspondent allzu bescheiden von seinem Talente gedacht hat.

das zunächst winkende Rectorat an einer städtischen Volksschule seiner engeren Heimath war ihm nicht sympathisch und er sah oft mit schwermüthigem Blick in die Zukunft. Zudem schien seine lang aufgeschossene Gestalt und seine Engbrüstigkeit — er klagte auch nicht selten über Brustbeschwerden — kein langes Leben zu verbürgen; weshalb wir seine Reizbarkeit und Launenhaftigkeit, die oft hervortraten, möglichst schonen zu müssen glaubten und dafür zu anderer Zeit durch die herzgewinnende Anmuth seines geistreichen Wesens auch wieder entschädigt wurden.

„Lebendiger wurde Dingelstedt, als gegen das Ende jenes Winterhalbjahrs eine nicht üble Schauspielertruppe in Marburg erschien und mehrere Wochen daselbst verweilte. Mit dem Director derselben, wenn ich nicht irre, Friese, kamen wir und besonders Dingelstedt in nähere gesellige Verbindung und die erste Liebhaberin, eine anständige junge Dame von großem, zierlichem Wuchs und hübschen, feinen Gesichtszügen, die auch in Familien Aufnahme fand, Fräulein Leonore Treffert, ward natürlich seine Flamme. Als dann später die Schauspielertruppe wieder nach Gießen zog, eröffnete sie dort ihre Vorstellungen mit einem von Dingelstedt verfaßten Prologe, der ersten in die Oeffentlichkeit getretenen Schöpfung seiner Muse. Selbstverständlich mußten wir drei dem Erstlingswerk, dem das Lustspiel „Der leichtsinnige Lügner" folgte, beiwohnen; kehrten jedoch, durch den Vortrag nicht ganz befriedigt, nach Marburg zurück.

„Mit dem Beginne des Sommersemesters 1834 ward ein junger Theologe aufgespürt, der zugleich mit Dingelstedt am Ende des Halbjahrs das Facultätsexamen ab-

legen und vorher mit ihm repetiren sollte. Für Dingelstedt mußte dieß freilich wol etwas mehr als bloße Repetition sein. Unser tägliches Beisammensein Nachmittags und oft auch Abends blieb nichtsdestoweniger dasselbe; das theologische Studium ward des Vormittags abgethan. Nach dem Beginn des folgenden Halbjahrs legte Dingelstedt im December 1834 ein glänzendes Examen vor der theologischen Facultät ab, wobei ihm seine große Fertigkeit im Lateinsprechen die besten Dienste that. Weniger Glück hat sein informatorischer Repetitionscollege gehabt! .... Mit Schmerz sahen wir kurz darauf Dingelstedt in trüber Stimmung von Marburg scheiden."

Und hier ist das Stammbuchblatt, welches der Zwanzigjährige seinem Freunde Fliedner gab; ein Quartblättchen, auf beiden Seiten beschrieben und von der Form, wie sie damals für Stammbücher gebräuchlich war. Auf der einen Seite desselben sind allerlei „Memorabilia, 18—34" verzeichnet, unter welchen natürlich „die Fahrt nach Gießen: die Staatscarosse — der kleine Kutscher im Chausseegraben" obenan paradiren. Dann heißt es auf der andern Seite:

„Poetische Vision in Prosa.

Personen: Prof. math. Conrad Fliedner — dessen Gattin — ein Säugling in einer Wiege schnarchend, und ein Spitz hinter'm Ofen.

Scene: Ein freundliches Wohnzimmer. Die Eheleute sitzen am Theetisch; er hat den Arm um ihren Nacken geschlungen, sie blättert in einem Stammbuche.

Zeit: 1843; ein langer Winterabend.

Sie: Wer ist denn das, der das ganze Blatt vollgeschrieben hat?

Er: Das war ein recht ordentlicher Kerl, fidel und leichtsinnig à son aise, zu Zeiten auch melancholisch, stets verliebt, machte Verse und Schulden, studirte Theologie — sonst hatte ich ihn aber recht lieb. Er hieß Franz Dingelstedt . . .

Sie: Wo steht er denn jetzt?

Er (schweigt und zerdrückt eine Thräne. Nach langer Pause): Er liegt (zeigt mit bebendem Finger auf die einzige leere Ecke des Stammbuchblattes — man erblickt ein Kreuz mit den Worten: „starb den 27. April 1839 als Rector zu Obernkirchen — Friede seiner Asche!“)

— Die Gesichte werden undeutlich, der Vorhang fällt heulend herunter!! —“

Die „Vision“, soweit Fliedner dabei betheiligt, traf buchstäblich ein: er ward Professor der Mathematik (wenn auch freilich nicht so rasch, als der Verfasser ihm vorausgesagt), Gatte, Vater; aber für Dingelstedt hatte das Schicksal ein anderes Loos in Bereitschaft, als den frühen Tod in Obernkirchen.*) Auch ist er nicht immer so nachdenklich, ernst und „visionär“ gewesen, als er hier erscheint. Die Stimmungen wechseln wie die Wolken am Frühlingshimmel; neben den düsteren Ahnungen eines baldigen Endes schlägt die goldene Flamme der Lebenslust

*) Obernkirchen ist ein kleiner Ort in der Nähe von Rinteln.

hoch empor und in diesen Worten zieht der werdende Poet, dessen Jugendbriefe schon die Mischung von lyrischer Empfindsamkeit und epigrammischer Schärfe verrathen, die Summe seiner damaligen Existenz: „ein Viertel krank, ein Viertel fleißig, ein Viertel verliebt und ein Viertel verrückt.“ Das Rinteler „Fränzchen“ wuchs sich zu dem langen Franz mit den breiten Schultern und dem mächtigen Brustkasten aus, der sich bald mit anderen Gegnern und auf anderen Mensuren, als der des „bunten Kitzels“ in Marburg messen sollte, hier aber schon, in der Ungebundenheit des akademischen Lebens, sich in seiner ganzen Glorie zeigte, durch den Zauber seiner Persönlichkeit Jeden gewann, dem er nahe kam und alle vier Wochen sich in ein anderes Frauenzimmer verliebte. „Die Heilige dieses Monats heißt E...!“ schrieb er im September 1834 an Vogel. „Suche nicht nach dem Zunamen; Du würdest Dich ihrer kaum besinnen, obwol sie hier ist.“ Das Herz dieses alten Jugendfreundes geht über, wenn er von den tollen Streichen jener Tage berichtet. Einmal (wie er an einer anderen Stelle, „Casseler Tagespost“, 19. Juni 1881, mittheilt) machten sie zusammen eine „Spritztour“, Beide in bunten Schlafröcken, mit Cereviskäppchen und Vogel außerdem in rothen Pumphosen. Kurz vor dem Städtchen Kirchhain begegneten sie einer Musikbande, welche zur Frühjahrsmesse nach Marburg zog; jedoch auf den Vorschlag, sie alle in Bier frei halten zu wollen, machte die Gesellschaft Kehrt, ließ eine lustige Weise erklingen und hinter ihnen her hielten die beiden Studiosen ihren „introitum jucundum“ unter dem lauten Halloh der Schuljugend und schließlich nur mit Mühe der polizei-

lichen Intervention entgehend. Dingelstedt hat immer etwas vom Corpsstudenten beibehalten, etwas Burschikoses, was ihm ungemein gut stand und zu dem aristokratischen Grundton seines Wesens einen angenehmen Contrast bildete. Schon damals, in dem wunderlichen Aufzug, als er sich mit dem Freunde von Stadt zu Stadt pumpte, weigerte er sich dennoch, seinen Ranzen selbst zu tragen, sondern bestand darauf, einen Burschen dafür zu miethen, bis der gutmüthige Vogel, aus Rücksicht auf die gemeinschaftliche Casse, sich diese, keineswegs „goldene" Last zu der eigenen aufschnallte. Später, nach mehr als dreißig Jahren, als der Baron von Dingelstedt wieder einmal nach Marburg kam, um durch die Barfüßergasse den alten bekannten Weg nach dem „Schützenpfuhl" zu wandeln, ging ein Diener in Livrée hinter ihm her, der den Sommerpaletot des Gebieters über dem Arme trug. Bequemer war's; aber, sagt Dingelstedt in dem Gedicht „Extrapost":

Es war doch eine schöne Zeit,
Und ihrer denk' ich gerne,
Liegt sie gleich hinter mir, so weit,
Wie dort die blaue Ferne.

— — — — — — — —

Da gab's statt flotter Extrapost
Und steifer Willkommsfeste
Nur wunde Füße, schmale Kost,
Ein Omnibus das Beste.

Beim Bruder Studio sprach man ein,
Entdeckt auf offner Straße,
Man schlief in einem Bett zu Zwei'n,
Und trank aus einem Glase.

Fand sich der Eine just verlumpt
Und mit der Welt zerfallen,
So ward des Andern Rock gepumpt,
Und alle paßten Allen.

Statt Trinkgelds fing die Kellnerin
Ein Küßlein auf die Wangen,
Und reichte eines ihr nicht hin,
Auch mehrere nach Verlangen.

— — — — — — — —

Ein Ränzchen noch die einz'ge Last,
Die Quart die einz'ge Narbe,
Die einz'ge Zierrath Band und Quast
Von blau=roth=schwarzer Farbe! *)

Bescheidener, ruhiger gestaltete sich schon in Marburg das Leben des Anderen, des Juristen. Seine Gesundheit gestattete demselben nicht, an den studentischen Freuden Theil zu nehmen, trotz der ganz besonderen Vergünstigung, daß „dem Brandfuchs Oetker gestattet sein solle, in Wasser nachzusaufen." Er wandte sich, neben seinen Studien, mehr literarischen Interessen zu, stiftete ein Dichterkränzchen, an welchem auch die beiden Rinteler Dingelstedt und Selberg sich betheiligten, dichtete „den sterbenden Jüngling", welcher von den Genossen höchlich bewundert ward und begann außerdem, den staatlichen Angelegenheiten seine lebhafte Theilnahme zuzuwenden. Die Welt war noch voll des Freiheitsrausches, welcher der französischen Julirevolution gefolgt war: sie roch

*) Ich habe mir erlaubt, hier dem Gedächtniß des Dichters zu Hülfe zu kommen hinsichtlich der Farben, welche nicht „grün=weiß=schwarz" waren.

„nach frischgebackenen Kuchen", wie Heine gesagt hat; und hier, in Marburg erhielten unsere Schaumburger, der künftige Poet und der künftige Volksvertreter, ihren ersten mächtigen politischen Impuls: sie wohnten dem triumphalen Einzuge Sylvester Jordan's bei, welcher — als Vertreter der Universität — sich das höchste Verdienst um das Zustandekommen der kurhessischen Verfassung erworben; und sahen, wie der „in offenem reichgeschmückten Wagen sitzende gefeierte Streiter" empfangen ward „gleich einem Fürsten".

Wol sollte der Rausch sich bald in Ernüchterung und der Geruch von Kuchen in den von ausgebrannten Oellampen verwandeln; Hassenpflug ward Minister und Jordan saß, ein Gefangener unter Kettensträflingen, im Schlosse zu Marburg. Um so tiefer aber haftete der Eindruck in den Gemüthern der Beiden, von denen der Eine, Friedrich Oetker, den besten Theil seines Lebens angewandt hat, um das Werk Jordan's, die kurhessische Verfassung, wieder zu Ehren zu bringen; während der Andere, Franz Dingelstedt, in seinem berühmten „Osterwort" dem Gefangenen von Marburg ein Gedicht gewidmet hat, welches in der gesammten politischen Poesie der vierziger Jahre nicht viele seines Gleichen finden mag.

Bei solcher Aehnlichkeit der Ausgangspunkte zeigte sich doch bald wieder das eigenthümliche Geschick oder die verschiedene Natur der beiden Kameraden: des Einen, dem selten ein Sonnenblick des Lebens gegönnt und auch das Erreichbare häufig durch irgend einen Zwischenfall verschränkt ward; des Andern, der immer die Musen und Grazien zur Seite hatte und sogar das Examen der Theo-

logie gleichsam scherzando machte, wiewol er das Studium derselben „ohne sonderliche Neigung“ betrieben. In seinen „Münchener Bilderbogen“, wo Dingelstedt, unter dem 18. Dezember 1850, der ersten Aufführung seines „Haus des Barneveldt“ gedenkt, erinnert er sich eines merkwürdigen Zusammentreffens von Daten und fährt dann fort: „An einem achtzehnten Dezember,*) des Jahres 1834, machte ich vor der theologischen Fakultät der hessischen Landes-Universität Marburg mein Examen und wurde „cum laude“ admittirt zu den höheren praktischen Prüfungen „pro licentia concionandi“. Friedrich Oetker ward es nicht so wohl: „ich fiel zwar nicht durch“, sagt er, „aber es ging mir, wie es allen übrigen Schaumburgern in jener Zeit erging“, d. h. er erhielt nur den Grad der Befähigung für den niederen Vorbereitungsdienst. Ob die bekannte Freisinnigkeit der Grafschaft, welche sich bis auf den heutigen Tag nicht verleugnet hat, ihren Söhnen in den Augen der damaligen Regierung eine levis maculae nota gab, mag dahingestellt bleiben. Doch erkennt Oetker selber an, daß dieses scheinbare Mißgeschick sein Gutes für ihn gehabt; es schnitt ihm die Möglichkeit ab, an dem Rinteler Obergericht hängen zu bleiben und versetzte ihn, zunächst allerdings in der bescheidenen Stellung eines Kasseler Stadtgerichtspraktikanten, auf den Boden der Hauptstadt, wo er in unmittelbarer Nähe der maßgebenden Kreise und Persönlichkeiten in ganz an-

*) Hier täuscht den Dichter sein Gedächtniß abermals; es war nicht der 18., sondern der 10. December, wie auch aus seinem Stammbuchblatt an Fliedner hervorgeht: „Mein Examen den 10. Decbr. Collega Fidel!“

derem Sinne Gelegenheit hatte, sich in seinen künftigen politischen Beruf einzuleben.

Indessen begann auch für Dingelstedt das, was er witzig seine „Lehrjahre“ genannt hat, „will sagen“ — fügt er in Parenthese hinzu — „Jahre, in denen ich gelehrt habe“. Seine erste Versuchsstation war ein kleiner Ort, in der Nähe von Hannover, Ricklingen mit Namen, woselbst er an einer Erziehungsanstalt für junge Engländer „angeblich das Deutsche lehrte, in Wahrheit aber das Englische lernte.“ Das große Haus Captain Trott's, des Vorstandes der Anstalt, war ganz auf dem Fuß eines vornehmen englischen Landsitzes eingerichtet: Bequemlichkeit jeder Art war vorhanden und die Verpflegung vortrefflich. Um diese Zeit — 1835 — saß noch der letzte König aus welfischem Geschlecht, Wilhelm IV., auf dem britischen Thron und das Leben in Hannover hatte durch die mehr als hundertjährige Zusammengehörigkeit und stete Berührung des Landes mit Großbritannien etwas decidirt Englisches. Viel Reichthum war dort und ein größerer Luxus, als andere deutsche Städte gleichen Umfangs sich derzeit verstatten mochten. Unter des Vicekönigs, des Herzogs von Cambridge, mildem Regiment befand man sich wie im goldenen Zeitalter. Die Wissenschaft, die Künste blühten; in Göttingen leuchtete noch das Siebengestirn, welches wenige Jahre später vor des brutalen Cumberland eiserner Ruthe zerstob und das Theater, namentlich die Oper erhob sich zu hohem Rang unter der Leitung Heinrich Marschner's, welcher eben, in rascher Folge, seinen „Vampyr“, seinen „Templer und Jüdin“, seinen „Hans Heiling“ geschaffen hatte.

Man kann sich denken, wie der einundzwanzigjährige Franz Dingelstedt in diesem Elemente schwamm. „Zu thun gab's blutwenig," erzählt er selber von jener Zeit: „ein paar Lectionen am späten Morgen; die Conversationsstunden nach dem „Lunch" wurden abgehalten beim Taubenschießen im Ricklinger Wäldchen oder beim Angeln in dem Bächlein, das dicht hinter dem Hausgarten vorüberfloß." Abends besuchte man in corpore das Hoftheater. Noch geht die Sage, wie der bildschöne junge Lehrer aus Ricklingen, umgeben von der Schaar seiner Eleven, den blonden Söhnen Albions, denen er um eines Kopfes Länge, wenn nicht an Jahren überlegen war, sich mannigfach nach den Theatervorstellungen sehen ließ in dem „British Hôtel", älteren Hannoveranern besser bekannt unter dem Namen von „Wessel's Schenke". Hier, in dem altrenommirten Hause, Weinhandlung und Hôtel, welches in der damals vornehmsten Gegend der Stadt gelegen, englischen Comfort, schwere Teppiche, massives Tafelgeschirr rc. mit den gediegensten Leistungen auf kulinarischem Gebiete verband, verkehrten die Lebemänner der Residenz, die jungen Diplomaten und Offiziere, die durchreisenden Künstler, die Sänger und die Schauspieler, und ich fürchte, daß hier auch der junge Dingelstedt jene Unschuld verlor, jenen „glücklichen Urzustand des Geschmackes, da Alles, was knallt, Champagner heißt, Alles, was glimmt, Habana". Hier aber auch trieb er nach seinem eigenen Geständniß den Uebermuth so weit, daß er „den deutschen Corpsburschen-Comment einzuführen trachtete und in einer schönen Mitternacht sogar, zu unaussprechlichem Erstaunen und Vergnügen meiner wißbegierigen

Jugend, den Landesvater steigen ließ, sämmtliche Cylinder der Anwesenden durchbohrend mit dem Paradedegen eines königl. großbritannisch-hannoverschen Gardelieutenants" *).

Reminiscenzen aus dieser Zeit — „da Hannover noch eine Residenz war, in welcher hochrothe Gardelieutenants wild wuchsen und der britische Löwe mit dem guelphischen Roß friedlich weidete" — finden sich in einer von Dingelstedt's ersten Novellen „Kinderliebe", welche zu Hannover in Robby's Conditorei beginnt, eine ziemlich genaue Kenntniß englischen Lebens verräth und tragisch, mit Selbstmord, endigt. Die Schilderung von Robby's Conditorei, welche damals noch an der Leinstraße, neben dem alten Residenzschlosse lag und eine von Hannover's Notabilitäten war, ist sehr lebendig und offenbar mit großer Vorliebe gemacht. Man athmet die von Kuchengeruch erfüllte, warme Luft, man hat ganz wieder den Eindruck jener Winterabende, wo die rothen Vorhänge dicht niedergelassen waren, die Gaslampe brannte; wo die Ladenmamsells geräuschlos ein- und ausgingen, und Alles so still war, daß man die Wanduhr ticken und die Billardbälle rollen hörte. Diese idyllischen Abende sind vorüber, auch in Hannover; längst ist Robby's Conditorei von der alten Stelle verpflanzt in das neue Hannover, wo sie auf dem Theaterplatz dem Denkmal dessen gegenübersteht, der einst einer ihrer treuesten Besucher gewesen: Heinrich Marschner's. Aber die alten Erinnerungen werden wach, indem man Dingelstedt's Schilderungen liest; und man

*) Literarisches Bilderbuch, S. 168. 2. Ausg. Berlin, 1879, A. Hofmann u. Co.

meint ihn selber wieder zu sehen, jung, übermüthig, mit dem ganzen Leben noch vor sich, wie er im Lesestübchen, an einem der eleganten Pfeilertischchen sitzt, um die deutsche Literatur aus Zeitschriften und Punschgläsern „genetisch zu studieren."

In den Ricklinger Briefen Dingelstedt's an Oetker sprudelt und schäumt es von Lebenslust und Weltschmerz. „Ganze Bogen warf er hin", erzählt der Freund, „ohne daß ein Buchstabe geändert wurde oder ein erheblicher Mißklang sich eingeschlichen hätte." Gewissermaßen vorahnend enthielten sie schon „den Kern und Keim des künftigen Lebens und Wirkens des berühmten Mannes, die große sprachliche Gewandtheit und Darstellungsgabe des Lieder- und Novellendichters nicht ausgenommen." Immer stärker regte sich in ihm das Gefühl dessen, was seine wahre Lebensaufgabe sei, und immer wieder kamen die Zweifel. „Es sollte wol nicht so sein", ruft er aus; „Gott! es wäre auch nicht so, wenn ich einen anderen vernünftigen, bestimmten Weg gegangen wäre oder wenn mich A.... lieb hätte." Dann aber rafft er sich wieder auf. „Ich bin entschlossen", schreibt er am 1. Februar 1836, „einen Weg nicht ohne Probe liegen zu lassen, zu dem mich mein ganzer Sinn und, irre ich nicht, auch mein eigentlicher „Beruf" allmächtig hinzieht. Ich überschätze mich nicht. Aber ich fühle . . . daß ich werden kann, wonach ich ringe — warum es also nicht versuchen?" Die Worte standen auf rosarothem Papier, zugleich mit dem Bekenntnisse, daß er so schön träume . . . „Ich bekomme Briefe und schreibe Briefe, ich gehe und küsse und bin ganz glücklich, sehr, ach sehr glücklich . . .

Ich weiß ja, daß es ein Traum ist. Aber Du sollst mich nicht wecken. Hörst Du: Du sollst nicht!" Dieß war die Zeit einer ernsten Jugendliebe, von welcher wir noch hören werden. „Sprich, was soll der Drang nach Hohem und Fernem? Ich wüthe immer gegen das Schicksal..." Dann plötzlich zeigt sich jener Zug von Ironie, welcher selbst in dem Gesicht des Jugendlichen nicht fehlen darf. „Ich lebe hier sehr entsetzlich angenehm, fast beständig im Frackrock und von Thee" (vgl. Wessel's Schenke). In den Ferien kam er nach Rinteln. „Ich weiß nicht, welche alte kindische Sehnsucht mich immer nach diesem Fleckchen Erde zieht, wo meine Erinnerungen begraben liegen," schreibt er am 17. Juli 1835 an Vogel. Diese betrübten Anwandlungen hinderten ihn jedoch nicht, den Hofpoeten bei den Ausflügen zu machen, welche man in die schönen Wälder der Umgegend, nach der Luhnder Klippe, der Schaumburg und Paschenburg unternahm. „Wir stehen hier viel Pläsir aus" — heißt es in jenem Briefe weiter —; „ungemein große Land- und Wasserpartien. Ich freue mich recht, wenn ich so allein unter dem jubelnden Menschenhäuflein stehe, mit meinem ewigen Schmerz in der zerrissenen Brust, den keine Seele hier versteht!" Nichtsdestoweniger fand er brausenden Beifall mit seinen jugendlichen Poesien, und hatte bei seinen Spottgedichten, wie z. B. einer Parodie auf Schiller's Glocke, in welcher er die Rinteler „Ressource" schonungslos durchhechelte, wenigstens die Lacher auf seiner Seite, wenn er auch den Zorn der Betroffenen auf sein Haupt herabbeschwor. In solchen Gegensätzen ringen der gefühlvolle Dichter und der Satyriker in Dingelstedt's Brust, und manchmal, in diesen

frühen Jahren scheint es, als ob der Erstere Recht behalten solle. „Geistig laborire ich an so Vielem," schreibt er an den genannten Freund, „was das junge Deutschland unserer Tage drückt und quält. Ein Trieb in die Höhe und in die Weite, ohne die Mittel ihn zu befriedigen ..." Ob eine Natur mit diesen einander widerstrebenden Impulsen, mit diesem äußerlichen Drang „in die Höhe", der sich frühe schon ankündigte, und dem gewiß nicht weniger aufrichtigen Verlangen, „in die Weite" zu wirken, überhaupt jemals ganz befriedigt werden konnte? Ob nicht vielmehr aus diesem innerlichen Zwiespalt das traurige Wort zu erklären ist, welches Dingelstedt fast am Ende seines Lebens und nach all' seinen Erfolgen aussprach, wenn er in einem Epigramm wünschte, daß auf seinem Grabstein zu lesen sein solle:

Er hat im Leben viel Glück gehabt,
Und ist doch niemals glücklich gewesen.

Immer aber, dicht neben der bittersten Verzweiflung, bricht der Humor wieder durch, wie der Sonnenstrahl durch's Gewölk. „Für ein Genie hab' ich Dich freilich nicht gehalten", heißt es in dem citirten Brief, „und überhaupt keinen Menschen, außer Shakespeare und dem lieben Herrgott, letzteren aber nur stellenweise." Vogel ist inzwischen nach Leipzig übergesiedelt und Dingelstedt hätte nicht übel Lust, ihm dahin zu folgen. Er ist sehr bescheiden in seinen Ansprüchen. Er wäre zufrieden mit einer anständigen Stelle als „Corrector, Revisor rc. in irgend einer Buchhandlung, oder als Hauslehrer, oder als Begleiter auf einer Reise, oder Gehilfe an einem Lehrinstitut, oder als belletristischer Arbeiter, respective

Mitarbeiter, Festengagirter eines Journals." Vogel räth ihm zu bleiben, wo er ist, nämlich in Ricklingen; und Dingelstedt erwidert: „Ja, ich hab' es gut hier, sehr, sehr gut, allein ich muß Neues haben, immer Neues ... Nur der brennende Wunsch, die Welt zu sehen und zugleich eine belletristische Carrière mir zu eröffnen, veranlaßt mich, nach einem anderweitigen Unterkommen angelegentlichst umherzusuchen." Der Schriftsteller in Dingelstedt beginnt sich mächtig zu rühren und literarische Pläne gehen ihm beständig durch den Kopf. Mit Vogel will er einen „Narren-Almanach" begründen. „Es wäre in der That komisch und köstlich zugleich, wenn unsere gemeinschaftlichen Schriftstellersünden aus Rinteln ... die Vorboten größerer Erscheinungen gewesen wären," meint er. Seine Honorarforderung ist nicht übertrieben: sechs Thaler für den Bogen — als Mitarbeiter der „Deutschen Rundschau" war mein lieber Freund Dingelstedt nachmals nicht mehr so billig! .... Freilich hatten die Verhältnisse sich mittlerweile geändert. „Wohin und an wen soll ich meine Manuscripte schicken?" fragt er Vogel. „Ich kann sie schwerlich frankiren, da es mir, wie immer, an Geld fehlt." Als aus dem „Narren-Almanach" Nichts wurde, verabredete Dingelstedt mit Oetker die Herausgabe eines Journals, welches nach dem Wappenbilde des Heimathländchens „Das Nesselblatt" *) heißen

*) Das Nesselblatt (Silber und Roth, quer getheilt, mit zickzackförmiger roth-silberner Einfassung) ging, seitdem Graf Adolf von Schaumburg mit Holstein belehnt worden, in das Wappen von Holstein über und mit diesem, bis zur Lostrennung im Jahre 1864, in das Wappen von Dänemark; war seit dem Aussterben der Grafen von

sollte. „Ja, Fritz", ruft er in einem Brief an Oetker jubelnd aus, „Du siehst Deinen alten, langgetragenen Plan und unsere frohen Aussichten erfüllt." An den Rand dieses Briefes schrieb Oelker ein zweifelndes: „Auf wie lange?" Zuweilen wird er auch praktisch, denkt an eine Gymnasiallehrerstelle in Rinteln, an eine Professur in Marburg, an „den geistlichen Schafstall im theuren Vaterlande". Auf die Nachricht, daß ein ehemaliger College, bisher Hilfslehrer in Rinteln, in gleicher Qualität nach Cassel versetzt worden, schreibt Dingelstedt an Vogel: „Wäre ich nur kein Esel gewesen, so könnte ich jetzt sein Nachfolger werden, könnte in der alten, lieben Heimath wohnen, meine kranke ehrwürdige Mutter aufrichten, bei dem Mädchen meiner Wahl weilen und in den alten Wäldern dichten, sehnen und träumen — — —" Dann wieder möchte er „den ganzen Schul- und Kirchenplunder" wegwerfen; spricht von Heirath und „Wagen und Pferden", bis endlich der ganze künftige Dingelstedt in diesen Worten zum Vorschein kommt: „Ein paar Jahre Reisen, ein Jahr Studien, eine glückliche Liebe und ein freies, faules Leben — hänge mich auf, wenn ich dann nicht meinem Namen ein Stück löschpapierner Unsterblichkeit erkämpfe." In ihm war Etwas vom Troubadour, aber noch mehr vom modernen Menschen, der um Frauendank und Fürstengunst singt; und wenn er sechs Jahre später, in Paris, scheinbar Herwegh parodirt, in Wahrheit aber nur sein eigenes Herz ausspricht in den Versen:

Schaumburg und dem theilweisen Anfall der Grafschaft im Wappen von Kurhessen und ist heute noch in dem von Schaumburg-Lippe.

Ein Chais'chen, ein Livrée'chen drauf,
Und fährt's auch mit Fiacre-Pferden —
Bruder! die Seele geht mir auf:
Ich muß Geheimer Hofrath werden! —

so schreibt er jetzt aus Ricklingen an Freund Oetker, daß er seinen Weg verfolgen wolle „an Weiberschürzen sich anklammernd und mit allzeit fertiger Laute Visite machend". Wenn es für einen Poeten sündhafter ist, als für irgend ein anderes Menschenkind, Carrière machen zu wollen, so hatte Dingelstedt wenigstens den Muth der Offenheit: er war einer von Denen, „welche sich nicht schämen zu besitzen, was sie zu erstreben sich nicht geschämt haben."

Nicht gerne verließ Dingelstedt diesen Ort so vieler Freuden, ungebundener Freiheit und frohen Zukunftsträumens, als er — Anno Domini 1836 — urplötzlich abberufen ward, um provisorisch für die Lehrkanzel der neuen Sprachen und Literaturen an dem reorganisirten Lyceum Friedericianum in Hessen-Cassel einzutreten. Der Ruf an sich war ehrenvoll, von keinem Geringeren ausgegangen als von Hassenpflug, der dem hessischen Unterrichtswesen seine besondere Sorgfalt zuwendete. Dingelstedt folgte nur widerstrebend; „aber der Vater drängte: der Staatsdienst sei doch ein sicheres Brod und biete eine feste Stellung, meinem schwankenden, schweifenden Sinne doppelt heilsam. Armer, guter Pàpa! Das sichere Brod warf ich nach fünf Jahren der Knechtschaft weg, und eine sichere Stellung . . . . Welche Stellung ist denn sicher in unseren unsicheren Zeitläuften? Nicht einmal der Thron, geschweige denn ein Katheder! Das

Königreich Hannover sammt dem Kurfürstenthum Hessen, wo sind sie heute? Afflavit Deus, dissipati sunt!"

Als er Ricklingen verließ, da hatte sich Dingelstedt bereits die literarischen Sporen verdient, und zwar in einem kritisch-ästhetischen Journal, welches mit dem pausbackig-volltönenden Namen „Die Posaune" damals und noch lang in Hannover unter des älteren Harrys' Leitung erschien. Dieser, weiteren Kreisen auch heute noch bekannt als der Bearbeiter des seiner Zeit vielfach aufgeführten und neuerdings als Operntext wieder aufgefrischten Schauspiels „Das goldene Kreuz", hatte das Blatt zum gewichtigen Vertreter aller schön-geistigen Interessen in Hannover gemacht, was freilich den ebenso geistreichen als boshaften Marschner nicht abhielt, seinen Witz an demselben zu versuchen. „Harrys," fragte er eines Tages, als er die stadtbekannte Persönlichkeit in Robby's Conditorei, jenem bereits genannten literarisch-künstlerischen Vereinigungspunkt des vormärzlichen Hannovers traf, „was ist der Unterschied zwischen Eurer Posaune und der des jüngsten Gerichts?" Der Angeredete versetzte, daß er es nicht wisse; worauf Marschner: „ich will es Euch sagen: Bei der Posaune des jüngsten Gerichts wachen die Todten auf und bei Eurer Posaune schlafen die Lebendigen ein." Ich habe „die Posaune" kaum noch aus eigner Anschauung gekannt, aber ich weiß, daß Dingelstedt sich ihrer mit derselben Empfindung erinnerte, welche ich aus demselben Grunde, für ihre Nachfolgerin, die von dem jüngeren Harrys, dem trefflichen Uebersetzer und feinsinnigen Literaturkenner, redigirte Hannover'sche „Morgenzeitung" hege. Die Welt müßte sehr heruntergekommen sein, wenn

auch die Poeten undankbar werden und des Blattes jemals vergessen könnten, welches ihre ersten Verse gedruckt hat!

Unter den glücklichsten Vorbedeutungen erreichte Dingelstedt die vaterländische Residenz, für Hessens Söhne damals der Inbegriff aller Herrlichkeit auf Erden. Es war Frühling, 1836; der Maihimmel lächelte dem Einziehenden. „Da keimte in mir wol ein brennendes Streben,“ sagt er in Erinnerung an diese Zeit, „der schönen Heimath, der reichen Natur, der prächtigen Stadt und nicht blos den schönen, reichen, prächtigen Menschen darin, sondern auch den Armen und am Ende Allen etwas „Besonderes“ zu werden.“ . . . Und in der That, Dingelstedt brachte Leben und Bewegung mit sich nach Kassel; „mir kam er wie ein Labetrunk in der Wüste,“ heißt es in Oetker's Buch; „und ich habe noch lebhaft den sonnigen Morgen in der Erinnerung, wo ich ihn von meinem Lieblingsplatze des Weinbergs aus der Aue und dem Fuldathale vorstellte.“

Zwar hatte man es höheren und höchsten Ortes übel vermerkt, daß der jugendliche Gymnasialhülfslehrer bereits für ein schöngeistiges Blatt in Hannover gearbeitet; auch machten ihm seine Schüler zuerst nicht wenig Sorge. Bursche saßen in den beiden oberen Classen, älter als er selber, mit stattlichen Backenbärten und gelehrten Brillengläsern, vor denen er sich im Stillen fürchtete. Zudem war durch Ministerialrescript in den hessischen Gymnasien zwangsweise das trauliche „Du“ eingeführt, das weiland auch in der preußischen Landwehr herrschte. „So oft ich mich“ — erzählt Dingelstedt im „Literarischen Bilder=

buch" — „den bemoosten Häuptern gegenüber schüchtern und halblaut darin versuchte, — „Kolbe, übersetze Du nun die nächste Periode", oder: „In Deinem thème sind sieben Fehler, Harnier" — besorgte ich ein gleich vertrauliches Echo: „Mach's besser, Dingelstedt". Doch ereignete sich nichts Dergleichen, und der Schulmeister und Poet verlor weder den Humor, noch ließ er die Feder rasten.

Die Leichtigkeit, mit welcher Dingelstedt, jetzt 22 Jahre alt, zu produciren beginnt, ist wahrhaft erstaunlich. Nulla dies sine linea. Wohin man blickt, in Zeitungen und Zeitschriften, in Almanachs und Taschenbüchern: überall Skizzen und Kritiken, Novellen und Gedichte von ihm. „Die Au hatte so viele, viele Nachtigallen, meint' ich, und Finken und Spatzen, die zahm und gesellig aus weißen, weichen Frauenhänden ihre Krümlein naschten und den blasenden Gardemusikanten zutraulich in das Notenblatt guckten. Aber der Friedrichsplatz und der Königsplatz und die ganze Stadt hatte keine Nachtigall, kaum einen Fink . . . Darauf fing ich an zu zwitschern, wahrhaftig aus vollster Brust." Kaum hatte er sich umgesehen, sagt Oetker, so erschienen in Lewald's Europa „Kasseler Bilder", und Alles gerieth in Gährung. Glänzend waren die Honorare nicht; die Zeitung für die elegante Welt zahlte 10, die Abendzeitung Theodor Hell's 8 Thaler für den Bogen. Aber das Schreiben an sich selbst war eine Lust. Im Jahre 1838 erschien sein erstes Buch: „Frauenspiegel. Von Franz Dingelstedt. Nürnberg, bei Johann Leonhard Schrag." Das Eröffnungsgedicht:

Drei Schifflein treibt auf blauem Plan
Das Leben auf und ab —

findet sich in der Gesammtausgabe wieder, freilich mit den bessernden Zügen einer erfahrneren Hand. Dann folgt eine Dichtung in Hexametern und im Tone von Voßens Luise: „Frauenlieb und Leben. In fünf Bildern"; dann eine Novelle in zwei Büchern: „Räthsel der Liebe" und dann ein „Rosenkranz für Liebende", neunzehn Sonette, alle von außerordentlicher Formvollendung, einige von hoher Schönheit, obwol der Dichter leider keines in eine der spätern Sammlungen aufgenommen hat. Dingelstedt's ursprüngliches Empfinden ist das lyrische; doch der Spott und die Satyre kommen hinterdrein und seine Rosen haben scharfe Dornen.

Hier in Kassel trafen sich die alten Freunde von Marburg wieder, Corpsbrüder und Mitkneipanten, hielten regelmäßige Versammlungen und führten, Jeder von ihnen, den Namen eines Potentaten. Oetker war der König von Schweden, Dingelstedt der Sultan, ein Dritter der Bischof in partibus infidelium, und ein Vierter gar der Kaiser von Deutschland. Daneben hatte sich eine engere Verbindung und zu anderen ernsteren Zwecken gebildet, ein literarisches Kränzchen, „die Stiftshütte" genannt, mit neun Mitgliedern, unter welchen — außer Dingelstedt und Oetker — Musiker und Maler waren, der Baumeister Engelhard, Bettina's alter Freund, und der junggestorbene Schulz — „unser Gustav Schulz, unser Lyriker, die Lerche des kleinen Sängerkreises". Als Dingelstedt, fünf Jahre später, bei der Heimkehr aus der Fremde, die Nachricht von seinem Tod empfing, da schrieb er einen „an den

Redacteur des Salons" (damals Friedrich Oetker) adressirten Artikel „Eine Kondolenz", in welchem er den Schmerz um den Verlust des gemeinsamen Freundes Ausdruck gibt. „So ist denn die heilige Neunzahl, deren Bedeutung wir scherzhaft und ernsthaft wie ein erwünschtes Zeichen nahmen, schon zerstört und nicht genug, daß der Kranz vaterländischer Dichter und Dichtergenossen so bald zerstückt und zerpflückt wurde, muß eine ihrer verheißungsvollsten Blüthen, auf Nimmerwiedersehn, Nimmerwiedererstehn, von dem frühherbstenden Stamme niederfallen . . . Weißt Du noch, er war es, der mir bei meinem Abschied in Eurem Kreise — ein unvergeßlicher Abend, so voll und so toll, wie ich sie seitdem nicht mehr kenne — den letzten Dichtersegen mitgab, vierzehn sinnige, innige Zeilen, die nun auch vergilbt und vergessen, daheim ruhen unter meiner kleinen Verlassenschaft . . . O, es waren unser nur Neun, Kinder einer Scholle beinahe, Wanderer zu einem Ziele; und wie vereinzeln sich jetzt schon unsere Wege . . . Fritz, es ist ein hartes Wort! Der Herbst schüttelt mich, daß ich in tiefster Seele erbebe und zusammenfröstele. Hänge, der Du nach mir die dankbare Aufgabe ergriffen hast, die alte „Stiftshütte" zu hüten, hänge einen Flor um das Bild unserer Göttin am Hochaltar, um die heilige Kunst; sie hat einen edlen, lieben Sohn verloren."

Aus diesem Kreise, als er noch in seiner Blüthe stand, und „bei Luhmann, oder bei Schreiber, oder im „Landgrafen Carl" oder im „hessischen Hofe" um den runden Tisch sich sammelte", ging das „Hessische Album für Literatur und Kunst, herausgegeben von Franz Dingelstedt" hervor (Cassel 1838). Der erste Abschnitt, welcher

die Gedichte der Vereinsmitglieder brachte, führte den Titel „Die Stiftshütte“, mit dem Motto: „Eintracht hält Macht“, und der „Zimmerspruch“ war von Dingelstedt:

Der Tempel steht — herein mit Allen,
Die heit'rer Kunst sich sinnig weih'n,
Die sich im Schönen noch gefallen,
Doch ohne Ernstem fremd zu sein;
Herein mit Jedem, nah' und ferne,
Im vielgeliebten Vaterland,
Der je in's dunkle Leben gerne
Der Dichtung grüne Kränze wand!

Aus der Entfernung hatten Heinrich Koenig, welcher in Hanau, und der alte Graf Bentzel-Sternau, Dalbergischen Andenkens, welcher auf seinem Gute bei Hanau lebte, dem jungen hessischen Dichterbund ihre Sympathien durch Beiträge zum „hessischen Album“ kundgethan. „Am Jahrestage der Stiftung des Vereins,“ so erzählt Friedrich Oetker, „am 20. October 1837, ward das Erscheinen desselben gefeiert. Beurmann hielt eine witzige Taufrede; ich lieferte eine scherzhafte Geschichte des Kränzchens und des „zweimaligen Fluchtauszugs“, sowie der Entstehung des Albums. Insbesondere wurde auch der zahlreichen Beiträge gedacht, welche leider hatten zurückgelegt werden müssen, darunter „ein Blick in den Haufen“ von unsrem ältesten Mitarbeiter, dem Grafen Bentzel-Sternau.“

Das „Album“ ist von einem durchaus harmlosen Charakter, und specifisch „hessisch“ darin sind nur die „Vaterländischen Sagen“, unter denen die Ballade „Der Scharfenstein“ von Dingelstedt obenan steht. Es ist eine

der besten, welche wir von ihm haben, voll Kraft und Feuer, markig im Rhythmus und Bau der Verse.

Im Scharfenstein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang hörst Du's tief drinnen beben.

An diesem Berge ward einst die beste Schlacht geschlagen, in welcher Roma's Adler, sieggewohnt, im deutschen Staube sanken. „Barbaren hier, Barbaren dort" — kein Ausweg mehr . . .

Da warf sich in der höchsten Noth mit flehender Geberde,
Der Imperator stolz zu Roß hernieder an die Erde:
So rette du, du bester Gott, du größter uns von Schande,
Berg, nimm uns auf, ein freies Grab in dem Barbarenlande!
Und horch! zur Rechten donnert's laut. Es blitzt aus Jovis Brauen,
Es spaltet sich im Nu der Berg, entsetzlich anzuschauen —

Freund und Feind sind verschlungen, und über ihnen, starr und stumm, schließt sich der Scharfenstein.

Doch unten gegen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Dann müssen aus geborstner Gruft die Römer sich erheben.
Sie ziehn und ziehn, gen Süden hin, ein langes Heer von Leichen,
Und ziehn und können nimmermehr ihr Heimathland erreichen.

Als am 8. März 1878 das Rinteler Gymnasium eine Art von Feier veranstaltete für die Drei, welche dieser Anstalt einst als Schüler angehört, nämlich Franz Dingelstedt, Friedrich Oetker und einen Dritten, welchen zu nennen — wie unser alter Marburger Pandektenlehrer, Prof. Konrad Büchel zu sagen pflegte — die Bescheidenheit mir verbietet, da ward von einem Primaner „Der Scharfenstein" declamirt und der Name des Dichters prägte sich einer neuen Generation ein, welche denselben in Ehren halten wird!

Dingelstedt hatte von der poetischen Begabung seines Freundes Oetker keine geringe Meinung. „Ich kann Fritz Oetker," schrieb er an Vogel, als es sich um jenen früher erwähnten, aber nicht zu Stande gekommenen Almanach handelte, „ins Interesse ziehen, der einige köstliche Gedichte ernsten Inhalts liegen hat." Eines derselben, die noch aus Marburg stammende Elegie vom „sterbenden Jüngling" erblickte denn auch im „Hessischen Album" endlich das Licht der Welt und ward von Dingelstedt, der eine besondere Passion für dieses Gedicht des Freundes hatte, häufig in geselligen Kreisen vorgetragen, „wenn er, wie dieß mit Rücksicht auf seine herrliche Stimme geschah, zum Declamiren aufgefordert ward". Der „Sterbende" war ganz in der Matthison'schen Manier, und Niemand, wie Fr. Müller in seinem interessanten Memoirenwerk „Kassel seit siebzig Jahren" sagt, vermuthete damals noch hinter dem jungen Advocaten, „der sich in der elegischen Dichtform versuchte, den späteren politischen Agitator von so großer Bedeutung für das Hessenland. Denn außer seiner Advocatur schien er nur ästhetischen Bestrebungen zugethan, was sich auch darin zeigte, daß er eine aus jugendfrischen Elementen zusammengesetzte Gesellschaft beiderlei Geschlechts gründete. . . . Feenhafte Bälle wurden gegeben, Comödie gespielt und lebende Bilder vorgeführt. . . . Noch heute wird der „Oetkerei", wie die Gesellschaft nach ihrem Gründer und belebenden Factotum genannt wurde, als einer schönen Reminiscenz aus jenen Tagen gedacht." „Ich, der ich niemals tanzte!" ruft Oetker mit einem Seufzer in seinen Lebenserinnerungen aus. In einem, von ihm der „Oetkerei" gewidmeten Neujahrsliede hieß es:

Und uns Allen blüh' ein Loos
Ohne Schuld und ohne Schulden:
Und bis Deutschland eins und groß,
Blüh' uns — die Geduld im Dulden!

Das war für eine Societät, in welcher der Kaiser von Deutschland Sitz und Stimme hatte, gewiß ein recht mäßiges Verlangen. Doch hatte man, als dieses Lied gesungen ward, bereits Fühlung mit einer neuen Literaturmacht gewonnen, als deren Abgesandter gleichsam und bevollmächtigter Minister Eduard Beurmann in Kassel erschien.

Beurmann, ein Bremer Advocat, der eine Schauspielerin geheirathet und, dem Künstlerdrange derselben nachgebend, seine Vaterstadt verlassen hatte, um sich der Publicistik zu widmen, war zunächst mit Gutzkow, während dessen ersten Frankfurter Aufenthalts (1835) in Verbindung getreten, dorthin übergesiedelt und Mitarbeiter an dem von jenem redigirten „Literaturblatt" zum „Phönix" gewesen. Dann, nachdem Gutzkow in Folge der „Wally" von Menzel denuncirt worden war und eine dreimonatliche Haft in Mannheim verbüßt hatte, begründeten Beide zusammen den „Telegraphen", der sich aber in der freien Stadt am Main nicht halten konnte. Schon 1837 wandte sich Gutzkow mit seiner Zeitschrift nach Hamburg, und Beurmann ging nach Kassel, wo er den aufstrebenden Genossen, die er hier fand, den ersten persönlichen Impuls des „neuen Deutschlands", der „jungen Literatur" mittheilte. Dingelstedt erwähnt ihn in seinem Vorwort zum „Weserthal" als Verfasser von „Skizzen", in welchen er der alten Hansestadt „ein dankbarliches Denkmal" gesetzt

habe. Aus dieser landsmannschaftlichen Anknüpfung ergaben sich bald literarische Beziehungen von außerordentlicher Intimität.

Bis zum Jahre 1848 gab es in Hessen nur eine officielle Presse, die „Kasselsche Allgemeine Zeitung", welche mit 5—600 Abonnenten ihr Dasein fristete und in dem kleinen Format erschien, das damals üblich war. Wie gut ich mich ihrer noch erinnere, wenn sie, mehrere Tage alt, in unser abgelegenes Städtchen kam und trotz des weiten Weges aus der Residenz in die Grafschaft, immer noch mit dem Geruche feuchten Papiers! Daneben existirte noch der „Bote aus Kassel", auf welchen zu abonniren alle Gemeinden von Amtswegen gezwungen waren und das amtliche „Wochenblatt", das „Wurstblatt" genannt. Nun ward versucht, ein unabhängiges Organ der öffentlichen Meinung zu schaffen, und am 15. Mai 1837 erschien die erste Nummer der „Kurhessischen Allgemeinen Landeszeitung", mit zwei Beiblättern, einem belletristischen „Die Wage", und einem volkswirthschaftlichen „Neueste Nachrichten" für Handel und Gewerbe. Es war, nach damaligen Begriffen, eine Zeitung im großen Styl, auch in großem Format, täglich erscheinend; Beurmann war der Leiter des politischen Theils und Dingelstedt, wie Oetker sich ausdrückt, „lieferte das Hauptgewicht in die Wage". — Das Blatt existirte nur sechs Monate; mit der Nummer 183 vom 14. November 1837 ging es, ohne jede weitere Notiz, zu Grabe. Doch ist ein Blick in die vergilbten Blätter der „Wage" heute noch interessant. Hier haben wir Dingelstedt in jeglicher Gestalt: als Lyriker und Balladendichter, als politischen Dichter,

als Novellisten, als Touristen (wenn auch die Reise freilich nur bis Hannoversch-Münden ging), als Theaterkritiker und als Bücherrecensenten, und überall voll Geist, Keckheit und Witz. Hier auch wird zuerst evident, daß er sich dem jungen Deutschland angeschlossen hat, allerdings mit Auswahl. Von Gutzkow, der fast in jeder Nummer ein paarmal vorkommt, wird mit unbedingter, von Laube mit bedingter Verehrung gesprochen. In einem Artikel über Mundt's „Dioskuren" wird gegen „das junge Berlin" polemisirt und von demselben gesagt, daß es „die versprengten, eingeschüchterten, versteckten, abgeschworenen Reste des jungen Deutschlands" in sich aufgenommen habe und „das eigentliche Nest, der Fruchtknoten einer sogenannten Clique" sei, „die sich gern geltend machen möchte". Der Widerwillen gegen Berlin zeigte sich sehr früh schon in Dingelstedt's Leben und ward sehr spät erst überwunden. Es war das eben auch eine hessische Tradition! . . . .

Diese Dinge sind vergessen; aber nicht vergessen sind, noch werden sie es jemals sein, die „Spaziergänge eines Kasseler Poeten", welche der damalige Gymnasial-Hülfslehrer gleichfalls zuerst in der „Wage" veröffentlichte. Sie machten sofort das größte Aufsehen und gehören heute noch zu den schönsten Stücken von Dingelstedt's Dichtungen.

Solchen Gesang hatte man in der alten Stadt der Landgrafen und Kurfürsten bis dahin nicht vernommen; so schneidig und scharf bei so viel Grazie; voll bewunderungswürdiger Beherrschung der Form und der Sprache, voll übermüthig guter Laune, mit einer Wendung des

Verses vom burschikosen Scherz übergehend zu dem Ernst des Mannes, welcher classische Bildung und geschichtlichen Sinn mit dem feinsten Instinkt für die Bedürfnisse der Zeit verbindet — und das Alles von einem Dreiundzwanzigjährigen! Erst kurz zuvor hatte der Chamisso-Schwab'sche Musenalmanach dem jungen Dichter die Pforte des deutschen Parnasses aufgethan; aber jetzt zeigte sich seine wahre Stärke. Nicht das Sentiment und die Passion, sondern das virtuose Spiel des Sarkasmus und der Satyre war seine Sache, nicht das Liebeslied, sondern das Zeitgedicht mit einer Tendenz. Und wie prachtvoll auf diesen langen Zeilen rollt der Vers dahin, — bald klingend in reiner Harmonie, gleitend wie die Woge eines Flusses, bald als ein Katarakt sich überstürzend oder dumpf grollend, wie fernes Gewitter, durch die Straßen

jener stillen, schönen Stadt,
Die ein Hauch aus Deinem Munde zaubergleich erschaffen hat.

Jener Landgraf Friedrich ist gemeint, der hessische Louis-Quatorze, dessen Denkmal auf dem Friedrichsplatz zu Kassel steht, von seinen getreuen Ständen ihm schon bei Lebzeiten errichtet, mit der Inschrift: „Friderico Patria“.

Weißt Du noch, wie Deine Hessen einst für Dich gestorben sind.
Und wie jenseits der Atlantis schläft manch' braves Landeskind?
— — — — — — — — — — — — — —
Blüt- und Sündengeld, wo blieb es? Fremde Kunst, wohin zerstreut?
Wo die Grazien und Musen, die sich Deiner Gunst gefreut?

Schöne Trümmer dieser untergegangenen Welt stehen noch in der Au, jenem unvergleichlichen Park am Ufer

der Fulda, mit den uralten Bäumen, der grünen Einsamkeit von Wiesen und Seen, und dem Blick auf die blauen, hessischen Berge. Marmorbad und Marmorbilder. —

Pförtner dieser Zauberhallen,
Laßt durch Eure Frühlingsmärchen den entzückten Sänger wallen.

Aber aufrecht und weithin sichtbar, als ein Wahrzeichen jener Zeit und Fürsten, welche mit dem Leben ihrer Unterthanen Handel trieben und die also gewonnenen Millionen für Parkanlagen und Wasserkünste verschwendeten, steht über dem Oktogon der Wilhelmshöhe „lehnend auf der ehernen Keule“ der famose Herkules, eine Colossalfigur aus Kupfer, im Munde des Volkes der große Christoph genannt. Diesen nun, des langen Nichtsthuns müde, ergreift in einer Januarnacht Durst nach neuen Thaten. Mit drei gewaltigen Sätzen schwingt er sich in's Thal hinunter —

An der Stadt verschlossene Thore klopft der Held in wildem Grimme:
„Ich will Arbeit, Arbeit gebt mir,“ also fleht die Donnerstimme.

Tief bestürzt verharren die Väter der Stadt, bis der Jüngste derselben auf den Gedanken kommt, er möge sich selbst Arbeit suchen. Und nun sucht der Riese nach der Hyder, nach dem Hirsch, dem Eber, den Amazonen und sogar dem Löwen: aber auch diesen findet er nur

prangend über Wirthshausthüren,
Züngelnd auf Accise-Posten, auf Papier mit Stempel-Tatzen,
Ausgeprägt auf Hessengroschen, die da heißen Strebekatzen.

Da schreit er zum letztenmale drohend: „gebt mir Arbeit, eh' ich sie mir selbst erwähle“; und zitternd und

zagend wird ihm der Bescheid: „leist' uns denn denselben Dienst, den dem Augias Du erwiesen.“

Und am Morgen ging der Recke suchend auf gewohnte Weise,
Aber erst nach fünfzig Tagen kehrt er heim von seiner Reise.
Herr, so sprach er kleinen Muthes, wollt' Euch einen Andren dingen,
So viel Mist, wie ich gefunden, kann auch Herkules nicht zwingen.

Dann wieder erscheint dem Kasseler Spaziergänger „das Gespenst der Kattenburg“, welches aus dem Schuttgerölle gräbt

— in stiller Hast
Ein geliebtes süßes Etwas, das er sanft am Zipfel faßt.

Es ist der Zopf, der „Marschallsstab für Hessens Helden“, an dessen Anblick in mitternächtiger Stunde der Geist sich berauscht. Und immer herber wird des Dichters Spott; immer weiter und höher hinauf fliegt sein Pfeil. Er kritisirt das neue Ständehaus mit seiner „Schnirkel-Schnörkel- und Pilasterpracht“, und sagt, es wäre besser „nicht zum Staate, sondern für den Staat gemacht“. Er steht, wenn ringsum Alles schläft, auf dem Königsplatz, dessen siebenfaches Echo weckend —

Gellend, schwellend, hallend, schallend ruft es meinem Rufe nach,
Siebenmal in weitem Kreise spaltet sich ein lautes Wort
Und die Nacht auf schwarzem Flügel weht es in die Ferne fort.

Und dieses Wort, welches nur von den Steinen gehört und von ihnen siebenfach wiedergegeben wird, klingt es nicht wie ein Seufzer, welchen das Echo der Weltgeschichte nachstöhnt? Oder — so möchte man heute sagen — wie eine Warnung oder Drohung, welche sich nur allzu buchstäblich erfüllen sollte. Denn

— wo Steine Ohren haben, fällt's vielleicht den Steinen ein,
Daß auch reden kann zu rechter Zeit ein rechter Pflasterstein.

Von allen historischen Erinnerungen, die ihn hier umgaben, lag dem Dichter keine der Zeit nach näher, noch bot eine seiner Imagination glänzendere Bilder, stärkere Gegensätze, seiner patriotischen Empfindung treffendere Vergleiche, seiner Satyre schneidigere Spitzen als die kurze Glorie und der jähe Sturz der Franzosenherrschaft in Kassel. Hier, wo über einem Brunnen die Statue des Imperators gestanden, aus dessen zerschlagenem Marmor man nachmals den Mantel des Landgrafen auf dem Friedrichsplatz geflickt, konnte er lernen, was es heißen will „der Cäsar und sein Glück"; hier konnte er sich zurückrufen:

— wie jene Herrn-Paläste sich urplötzlich umgedreht,
Gleich dem Hahn auf ihrem Dache, wenn der Wind wo anders weht.
Wie das Bild, das Bild des Kaisers, jüngst ein staubumkrochner Gott,
Frecher Fäuste Spielball wurde und sein Name Bubenspott.

Hier im Geiste, konnte er noch einmal vernehmen

— der sieben Jahre wankelmüthig Losungswort:
Rechts Jérôme und links der Kurfürst; Franzmann hier, Kosacke dort!

Hier kam ihm der Gedanke des Romans „Sieben Jahre", welchen Dingelstedt noch während seiner Stuttgarter Zeit zu schreiben begann, mit dessen Vollendung er sich sein ganzes späteres Leben trug und den er doch — leider! — als ein Fragment hinterlassen hat.

Dagegen stammt aus diesen seinen „Lehrjahren" ein anderer Roman, ein komischer Roman „Die neuen Argo-

nauten", welcher heute wol nur noch in einigen Ecken und Winkeln von Kurhessen existieren mag, sonst aber verschollen ist, da Dingelstedt ihn nicht in die Gesammtausgabe seiner Werke aufgenommen hat. Und doch erinnere ich mich noch gut genug, mit welchem Gaudium ich in meiner Gymnasiastenzeit das Buch las — ja, ich sehe das Exemplar aus der Bösendahl'schen Buchhandlung und Leihbibliothek zu Rinteln noch vor mir, über welchem ich damals so herzlich gelacht.

Ich habe den Roman, jetzt, nach so langer Zeit, wieder gelesen, und muß gestehen, daß ich ihn bewunderungswürdig finde, wenngleich aus einem andern Grund, als damals, wo er in seiner ganzen Ursprünglichkeit und Naivität auf mich wirkte. Zugleich habe ich eines Wortes gedenken müssen, welches mir lange nachher Dingelstedt einmal gesagt, daß er jeden jungen Schriftsteller um die Dreistigkeit beneide, mit welcher ein solcher in die Literatur hinein springe. Später werde man vorsichtiger, mißtrauischer, zurückhaltender, bis man vor lauter Ueberlegung zu Nichts mehr komme. Das Beste leiste man eben unbewußt. In der That hat in diesem Büchlein, welches Dingelstedt schrieb, als er kaum 24 Jahre alt war, sein Talent viel versprochen, was es nachher nicht gehalten. Wer „Die neuen Argonauten" unbefangen liest, würde dem Verfasser derselben auf dem Gebiete des humoristischen Romans die größten Erfolge vorhergesagt haben. Die Figur des Herrn Eusebius Trenttelfuß wäre Dickens' nicht unwürdig. Besagter Trenttelfuß, Kaufherr, wie auch Marktmeister und Mitglied der Orts-Polizei-Commission zu Gersfeld (die kleine hessische Stadt Hersfeld) ist eine

Art von continentalem und kleinstädtischem Capitain Cuttle, und sein Laden erinnert an den classischen „Little Wooden Midshipman“ in „Dombey und Sohn“, wobei jedoch bemerkt werden mag, daß es sich nicht entfernt um eine Nachahmung des großen englischen Humoristen handelt, dessen Werk erst zehn Jahre später erschien. Obwol tief im Binnenland geboren und ansässig, mit Nichts in der Nähe, was wie Wasser aussieht, außer dem kleinen Fluß der Dulfe (Fulda), lebt und webt Herr Eusebius doch ganz in maritimen Vorstellungen; sein Haus hat das Zeichen eines Seeschiffs und wird auf des Besitzers ausdrücklichen Betrieb „Zum Schnellsegler“ genannt, auch alle Rechnungen und Geschäftsbriefe dieses Ehrenmannes sind mit demselben Sinnbilde versehen. „Trat man alsdann in den Laden ein, so waren auch hier viele Zierrathen von Schiffsschnäbeln, Masten, Ankern, Tau- und Takelwerk u. dergl. mehr angebracht, ja unter der Decke sogar ein ausgestopfter Stör und über dem Ladentische eine junge Walfischribbe, welche beiden Reliquien Herr Trenttelfuß auf einem Viehmarkte von einer durchreisenden Gauklergesellschaft für einige Naturalien an sich gebracht hatte.“ Wenn er oben auf der Leiter stand, so nannte er das „im Mastkorbe“, der Ladenjunge war der Midshipman und wenn Frau Schleichlein, seine Haushälterin (denn Herr Eusebius war Junggesell), zum Mittagessen rief, so hieß es: „Alle Hand an Deck!“ Das Innere der Trenttelfußischen Gemächer decorirten fernerhin die colorirten Kupferstiche der merkwürdigsten Seeschlachten, sowie die Bildnisse ihrer Helden; seine Lectüre bildeten ausschließlich solche Schriften, die auf das Seewesen Be-

zug hatten und sogar das Gefühl der Seekrankheit wußte er sich künstlich zu verschaffen mittels einer Hängematte, die auf seinem Boden zwischen den Trockenseilen der Frau Schleichlein angebracht war.

Bei der seemännischen Passion dieses Herrn kann es kein Wunder nehmen, daß, als es sich darum handelt, eine Brautfahrt nach Kesselstadt (Kassel) anzutreten, er absolut verschmäht, mit der Post zu reisen, wie andre Sterbliche, sondern darauf besteht, mit einem „Bocke", der Korn geladen hat, den Wasserweg zu wählen. Die Bekanntschaften, welche Herr Trenttelfuß auf dieser neuen Argo macht und die Abenteuer, welche er und seine Reisegesellschaft unterwegs erleben, bilden den Inhalt des lustigen Buches. Voll Leben und Munterkeit, ist es vortrefflich geschrieben, und wiewol von höchst einfacher Erfindung, doch ganz kunstgerecht componirt; gemüthliche Scenen aus dem Leben der hessischen Kleinstadt wechseln ab mit Bildern aus dem bewegteren und bunteren Treiben der hessischen Residenz; in wirksamem Gegensatze zu der grotesken Komik des Marktschiffs steht das poetische Liebeleben der Jungfer Marianne und des sächsischen Schulamtscandidaten Sebastian Brand, des „Epigonen", der überall und immer zu spät kommt, wie denn kecke, ironische Seitenblicke auf die unmittelbare, literarische wie politische Zeitgeschichte sich bereits häufig finden. Daß nicht auch die Schwächen eines Jugendwerkes, Uebertreibungen und Längen vorhanden wären, soll wol nicht in Abrede gestellt werden; aber was vor Allem in den „neuen Argonauten" frappirt, ist die Bildung und Reife des Geschmacks, die Leichtigkeit und Anmuth des Styls, die Schärfe der Beobachtung und

der satyrische Zug. Letzterer tritt besonders in dem nur skizzenhaft hingeworfenen „Magister Hudel“ hervor, einer Nebenfigur des Romans, welche jedoch für die jugendlichen Leser desselben auf den hessischen Gymnasien die Hauptfigur war. Denn in diesem Schmarotzer mit dem „Pfefferrohr“ und dem „Jambenschritt“ zeichnete Dingelstedt das leibhaftige Conterfei eines gewissen Dr. Lobe, Lehrers der französischen Sprache zuerst am Kasseler, dann zu meiner Zeit und noch darüber hinaus, am Rinteler Gymnasium. Er war kein besonderer Lehrer, aber ein witziger Kopf nichtsdestoweniger; ein Weimaraner, der noch Erinnerungen an die Jenaer Schlacht und an Goethe hatte; ein Mann von wunderlicher Figur, dick, unbeholfen und mit einem lahmen Bein. Wir hatten keinen sonderlichen Respect vor ihm und groß war die Zahl der Anecdoten, welche die Schüler sich von ihm erzählten. Einmal habe er die Schönheit der Männergestalt schildern wollen, dabei sich aber vergriffen, und statt des gesunden Beines den Klumpfuß hervorgestreckt. Ein andres Mal habe er von einem Gastmahl bei dem Director zwei Flaschen Rothwein in den beiden Frackschößen mitgenommen, beim Abschied jedoch das Unglück gehabt, daß sie zusammenschlugen und — den Rest kann man sich denken. Dabei war er ein Schöngeist und Epicuräer, färbte sein Haar, parfümirte sein Taschentuch, trug stets einen weißen Castorhut und hielt auf modischen Anzug. In Rinteln kam er sich sehr deplacirt vor und wie Maria Stuart den Wolken, die gen Frankreich ziehen, sah er jedem Postwagen nach, der gen Kassel fuhr. Mit diesem Manne — wahrscheinlich „das große Ypsilon in der Kasseler Allge=

meinen Zeitung", über dessen böswillige Kritik des „hessischen Albums" Dingelstedt in der Vorrede zum „Frauenspiegel" sich so bitter beklagt — geräth Letzterer in eine literarische Fehde; et hinc illae lacrymae. Auch ich machte meinen ersten Waffengang mit dem Magister Hudel; aber ich bin nicht stolz darauf, habe vielmehr das Gefühl jener Britin aus Heine's „Englischen Fragmenten", welche im Theater, beim Anschaun von Shylock's Mißhandlung ausruft: „The poor man is wronged!" Denn, außer einem schlechten Französisch, hat er mir Nichts zu Leide gethan. —

Das Kassel, welches Dingelstedt kannte, war enger, stiller, weltentlegener, als das heutige, welches den Charakter der kleinen Residenz gegen den der Provinzialstadt mit bedeutender Industrie und zunehmendem Proletariat vertauscht hat. Man kennt den Widerwillen des letzten Kurfürsten gegen Fabriken in einer Zeit, wo die übrige Welt eben durch die Dampfmaschine sich umzugestalten begann; und man weiß, wie das Land aus diesem Grunde wirthschaftlich zurückgeblieben ist und der Wohlstand der Stadt gelitten hat. Andrerseits trat die stimmungsvolle, contemplative Schönheit Kassels um so mehr hervor, und Nichts störte den jungen Poeten, wenn er gegen Abend mit der Cigarre (— niemals ohne diese, schon damals nicht: „wenn sich um mein Haupt behaglich der Cigarre Weihrauch kräuselt" —) durch die Au lustwandelte:

Froh der Stille, die sich labend wie ein Sabbath rings verbreitet,
Und wie Paradieses-Ströme durch die durstige Seele gleitet.

Dabei waren die Kasselaner ein munteres, gemüthliches, regsames Völkchen, von dem echt mitteldeutschen

Typus, mit einer leichten, fremdartigen Beimischung, welche zum Theil auf die, seit Aufhebung des Edictes von Nantes hier seßhafte „französische Colonie" zurückzuführen, zum Theil jedoch neueren Ursprungs ist. „Wie noch vor kurzer Zeit," sagt Dingelstedt in seinen Bildern aus Hessen-Kassel (Werke V, 8), „an den Ecken des Königsplatzes unverwischlich das alte „Place Royale" hindurchdrang, so sind die Erinnerungen an das siebenjährige Intermezzo, freundliche wie feindliche, bis zum heutigen Tage nicht verschwunden. Ein Tropfen französischen Blutes, französischen Wesens ist in dem Kasselaner zurückgeblieben. Das gesellige Leben bewegt sich in rascheren und volleren Pulsen, die politische Bewegung des Jahres 1830 schlug tiefere und höhere Wellen in Kassel, als in Darmstadt, in Karlsruhe, ja selbst in Stuttgart oder München."

Schon einmal, unter dem Landgrafen Friedrich II., war — wie Heinrich Koenig in seinen „Althessischen Silhouetten" (Hessisches Jahrbuch, 1853, S. 6) sich ausdrückt, „ein wissenschaftlich-literarischer Frühschein" auf Kassel gefallen. Damals waren Georg Forster und Thomas Sömmering und Johannes Müller hier — noch nicht der Johannes von Müller, der ein Vierteljahrhundert später Staatssecretär und Generaldirector des öffentlichen Lehrwesens unter Jérôme war; der, noch vor dem Ende der Franzosenzeit, ein Opfer seiner politischen Verirrung ward, auf dem alten Kasseler Friedhof begraben liegt und dem König Ludwig I. von Bayern nachmals daselbst ein Denkmal hat errichten lassen. Was Kassel an Sammlungen und Kunstschätzen besitzt, stammt aus dem vorigen Jahrhundert und der Zeit der Land-

grafen. Die weltberühmte Gemäldegalerie, welcher jetzt, auf der Höhe der Bellevuestraße, ein herrlicher Renaissancebau errichtet worden ist, war in einem kurfürstlichen Schloß untergebracht und ward als eine kurfürstliche Privatsammlung betrachtet. Nur an hohen Fest- und Feiertagen hatte das Publicum Zutritt; und wie es zu den constitutionellen Pfingsttags-Vergnügungen der Kasseler gehörte, Nachmittags die Wasser auf Wilhelmshöhe springen zu sehen, so ging man unverbrüchlich alle Jahre am Pfingsttagsmorgen, nach der Kirche, zu den Gemälden. Höchst ergötzlich in seinen „Neuen Argonauten" schildert Dingelstedt einen solchen Besuch. „Mit dem Glockenschlag zwölf wird die Bildergalerie eröffnet, aus einer Reihe prachtvoller Säle bestehend. An dem Eingange des ersten harrt ein von Gold starrender Livréebedienter. „Nr. 1," ruft er aus, „die Italiener!" Ihr tretet ein, wenn Ihr so glücklich gewesen seid, von der Menschenwelle gerade auf die Schwelle des Hauses geschleudert zu werden, ehe der Thürsteher die hohen Pforten vor dem allzugefährlichen Schwall wieder zuwarf. Ein hoher Saal empfängt Euch; aber die Bilder sucht Ihr vergebens; denn kaum seid Ihr eingetreten, so fliegt schon die zweite Thür auf und ein in Silber starrender Livréediener ruft aus: „Nr. 2, Niederländer!" Zu gleicher Zeit wird „Nr. 1, die Italiener" rücksichtslos geschlossen. Ihr tretet in Nr. 2 ein; da öffnet sich Nr. 3. Ein in rother Broderie starrender Livréediener ruft: „Nr. 3, Altdeutsche Schule!" Athemlos springt Ihr aus den Niederlanden nach Altgermanien, ein Mensch in gelber Stickerei fängt Euch wie einen Federball; „No. 4, Neufranzosen!" ruft er und wirft Euch

einem Fünften zu, bis Ihr am anderen Ende des Gebäudes mit Nr. 10 von einem Menschen in blauer Stickerei glücklich zur Hauptthür hinaus und wieder unter Gottes freien, mit eisernen Staketen durchschnittenen Himmel geschleudert werdet."

Das Einzige, wofür der Kurprinz und Mitregent sich interessirte, war das Theater, besonders die Oper, an deren Spitze Louis Spohr stand. Nichtsdestoweniger regte sich gerade damals das künstlerische und dichterische Talent in Hessen, wenn es auch keine Förderung fand. Die Traditionen der Malerfamilie Tischbein waren nicht ganz ausgestorben. Der Bildhauer Hendschel formte zu der Zeit, wo Dingelstedt in Kassel war, die schöne Bonifaciusstatue, welche jetzt den künstlerischen Schmuck von Fulda bildet. Schon vorher, im Anfang der dreißiger Jahre, hatte ein Dichter von ganz eigenartiger Bedeutung, Ernst Koch, seine Stimme vielverheißend erhoben; derselbe, welchen Dingelstedt meint, wenn er, im „Zimmerspruch" des Hessischen Albums, die Zeit zurückruft

— da über Hessens Gauen
Das Morgenroth der Dichtung flog,
Und da durch frühlingsgrüne Auen
Hubertus mit der Harfe zog.

Hubertus war der „nom de guerre", unter welchem Ernst Koch durch seine jugendfrischen „Virgilien" sich (1831) zuerst in Hessen bekannt gemacht hatte. Sein Hauptwerk, dasjenige, mit welchem sein Name leben wird, ist „Prinz Rosa-Stramin" (1834); voll neckischen Humors und frühlingshafter Poesie, fängt dieses Büchlein erst jetzt an, in weiteren Kreisen die Beachtung zu finden, welche wir in

Hessen ihm lange schon geschenkt haben: von meinem Studiengenossen, dem inzwischen auch verstorbenen Karl Altmüller im Jahre 1872 auf's Neue herausgegeben, ist es soeben in schmuckster Ausstattung zum viertenmal erschienen.*) Mit der Heimath zerfallen, hatte Koch ein Flüchtlingsleben geführt, in Algier in der französischen Fremdenlegion gedient, in Spanien gegen die Carlisten gekämpft und war erst im Jahre 1837 nach Kassel zurückgekehrt. Die erbetene Wiederaufnahme in den hessischen Staatsdienst ward ihm vom Kurfürsten verweigert. Er ging nach Luxemburg, wurde Secretär der dortigen Regierung, dann Lehrer und starb daselbst 1858, ein fast Verschollener. Um die nämliche Zeit, 1837, waren auch die Brüder Grimm, unter den Göttinger Sieben aus ehrenvoller Stellung entlassen, wieder in Hessen erschienen; und wieder schmeichelte man sich mit der Hoffnung, daß Etwas geschehen werde, sie da zu fesseln. Es ist rührend, in der Selbstbiographie der Brüder (Justi's Hessische Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte, Marburg 1831) zu lesen, wie schmerzlich sie sich von der alten, geliebten Heimath getrennt hatten, um nach Göttingen zu gehen, weil man ihnen in Kassel, nach mehr als zwanzigjährigem Dienst an der Landesbibliothek die Beförderung versagte. Nun waren sie zum zweitenmal hier und nun ließ man sie zum zweitenmale ziehen. In klangvollen Octaven sprach Dingelstedt damals aus, was ganz Hessen bewegte:

---

*) Prinz Rosa-Stramin. Von Eduard Helmer. (Ernst Koch.) Vierte Auflage. Kassel, Georg H. Wigand. — Vergl. Deutsche Rundschau, Februar 1882, S. 315.

So standen sie, aus einem Schooß geboren
Und an derselben Muse Brust geneigt,
Zu einem Ziel in Wort und That verschworen,
Von einem Lorbeer freundlich überzweigt,
Von uns vereint besessen und verloren,
Zweimal begehrt und niemals fest erreicht,
Aus einem Guß zwei blanke Erzfiguren
Auf Thongestell, — die Hessen-Dioskuren.

Ahnte Dingelstedt das eigne Geschick, als er seinem Lande klagte:

Den Baum entsprießen und nicht wipfeln sehen,
Ist ja dein altes, oft gebüßtes Loos!

In der That, es war nicht mehr ferne.

Friedrich Wilhelm konnte schon an und für sich keinen Schriftsteller leiden, und er brauchte noch nicht einmal ein so malitiöser zu sein, wie dieser. Er glich darin seinem Vater, Wilhelm II., welcher auch die sonderbarsten Ideen von den Leuten hegte, deren Geschäft in nichts Anderem bestand, als Bücher zu schreiben. Einst hatte seine Gemahlin, die edle, in den Traditionen des preußischen Königshauses erwachsene Kurfürstin Augusta einen von ihrer Schwester, der Königin der Niederlande, ihr empfohlenen holländischen Schriftsteller von Distinction zum Hofball einladen lassen. Als der Kurfürst erschien und unter der Masse glänzender Uniformen einen einzelnen Herrn in schwarzer Kleidung erblickte, gerieth er in die größte Aufregung. Der Oberhofmarschall ward gerufen und erklärte den Zusammenhang; aber der Kurfürst bestand darauf, daß „der schwarze Kerl“ das Local sofort zu verlassen habe. Was war zu thun? Auf die schonendste Manier mußte man den harmlosen Holländer

hinauszucomplimentiren suchen, welchen der Kurfürst — für einen Spion gehalten!*) Noch komischer war ein Vorfall, welcher sich etwas später, schon zu Dingelstedt's Zeit, ereignete.

Jüngstens ist im Hoftheater
Unserm lieben Landesvater
Folgendes Malheur passirt,
Wie die Chronik referirt.

Jeder, der Kassel noch unter dem letzten Kurfürsten gekannt hat, weiß, mit welcher Ungenirtheit dieser sich im Theater benahm, als ob er allein darin oder zu Hause sei; wie laut er, selbst während der Vorstellungen sprach, so daß man plötzlich, in einer Pause, die Stimme des Kurfürsten — meist in Infinitiven — hören konnte; wie er alle Anwesenden mit seinem Opernglas musterte, nicht selten diejenigen entfernen ließ, die ihm unangenehm waren (auch Oetker mußte aus diesem Grunde einmal eine Loge räumen) und wie namentlich die Fremden seine unbegrenzte Neugier erregten. Da geschah's denn einmal, daß

Durch die fürstliche Lorgnette
Blickend von gewohnter Stätte
Fand der adlersicht'ge Herr
Einen Fremdling im Parterr.

War kein Kerl wie andre Fremde,
Trug ein blaugestreiftes Hemde,
Und ein tricolores Tuch —
Gründe zum Verdacht genug.

---

*) Aus den Tagen eines erloschenen Regentenhauses. Hannover, Carl Mayer (Gust. Prior), 1878. S. 28.

Sein Gesicht von rother Farbe
Zeigte eine breite Narbe,
Und der rundgezogne Bart
Schien verpönter Hambachs-Art.

Auf der Stirne böse Falten,
Aber doch zurückgehalten,
Fragt der Herr den Kammerherr,
Wer der Fremdling im Parterr?

Und der Kammerherr schickt's weiter
An des Fürsten Leibbereiter,
An den Rath und Adjutant —
Keiner hat den Kerl gekannt.

Das ganze Theater geräth in Aufregung; nur Einer bleibt ruhig: der Fremdling selber, bis Serenissimus einen Wink giebt, daß er's in höchster Person ordnen will.

Seiner Diener schickt er Einen,
Vor dem Fremdling zu erscheinen,
Und zu fragen frank und frei,
Wer, woher und was er sei?

Endlich kommt der Lakai zurück.

„Durchlaucht! Dieser Fremdling," spricht er,
„Nennt sich Johann Jacob Richter,
Macht in Senf für eignes Haus" — —
— „Still sein!" — Und der Spuk war aus.

Dingelstedt, der ganz der Mann war, um „den Humor davon" zu goutiren, hütete sich freilich dieses Gedicht zu veröffentlichen, so lang er in Kassel oder überhaupt in Hessen war: es erschien erst im „Kosmopolitischen Nachtwächter". Aber es genügte, wie man gesehn hat, weniger als das, um unangenehm zu werden und an allerhöchster Stelle Verdruß zu erregen. Aergerte doch den Gnädigsten

schon, wenn er, aus seinem Schloßfenster, den baumlangen Kerl auf der Oberen Königsstraße mit der Cigarre im Munde dem Wilhelmshöher Thore zuschlendern sah. Der Verdruß scheint den Gipfel erreicht zu haben, als derselbe nicht nur schreiben und Cigarren rauchen, sondern auch reden wollte. Wir lesen darüber in dem altfränkischen, aber zuverlässigen Buche des weiland Staatsraths Wippermann („Kurhessen seit den Befreiungskriegen", Kassel 1850): „Anregungen und Wünschen von den verschiedensten Seiten zu entsprechen, wollte der Belletrist Franz Dingelstedt in Kassel Vorlesungen über die neueste Literatur der Teutschen halten, wurde aber daran, vielleicht aus Besorgniß vor den Richtungen des jungen Teutschlands, durch seine Versetzung an das Gymnasium in Fulda verhindert."

Um für den mißliebigen jungen Poeten in Fulda Platz zu schaffen, mußte sogar eine Verschiebung von Fulda nach Rinteln, und von Rinteln nach Kassel stattfinden; und erst dann brachte die „Kassel'sche Allgemeine Zeitung" vom 21. September 1838 in ihrem amtlichen Theil das Folgende:

„Seine Hoheit der Kurprinz und Mitregent haben gnädigst geruht

den Gymnasial-Hülfslehrer Franz Dingelstedt von dem Gymnasium zu Kassel zu dem in Fulda zu versetzen."

III.

Viele Jahre waren verflossen und Dingelstedt lange fort, als ich zuerst nach Fulda kam, in die Stadt Heinrich Koenig's, der hier einige seiner vorzüglichsten Romane geschrieben hat und dessen bescheidenes Geburtshaus heute mit einer Gedenktafel geschmückt ist; in die Stadt des heil. Bonifacius, in der es gegenwärtig sehr still ist. Still ist es in den weiten, prächtigen Räumen der Residenz des ehemaligen Hochstifts; still im Schloßgarten, dessen gewölbte Baumgänge, Roccocofiguren, breite Steintreppen und Orangerie noch aus der Zeit der Fürstäbte stammen; still auch ist es in dem Stifte gegenüber. Aber im weiten, dunkelblauen Ringe noch wird die Stadt eingefaßt von den Bergen der Rhön; und immer, wenn ich an den Stationen vorbei, den Frauenberg hinanging, oder, im Mai, durch das blühende Gesträuch des Calvarienberges nieder zum Thale; wenn der Blick hinausschweifte zum Kirchlein des Petersberges oder nach dem waldgekrönten Rauschenberg, während vom Dom herüber die mächtige Hosiannaglocke schallte: immer dann hab' ich' an Dingelstedt gedacht, welcher, lange vor mir, dieß Alles auch gesehen und — wie seine „Rhönfahrten“ (Briefe

an eine Verlorene) zeigen — weidlich genossen hat. „Grüne Berge, oben zuweilen ein Kloster, und von den Flanken winken weiße, schmucke Häuser.“ Kein Eindruck dieser alten, katholischen Stadt geht ihm verloren. „Neun Uhr, Glocken, in langen, feierlich ausholenden Pulsen, Wallfahrende, so Männer wie Frauen, ein unabsehbarer Zug, die Letzten noch in der Kirche, der Erste mit seinem Kreuz schon ganz oben in der Straße, und Alle singend, und Jeder in seinem Takt, in seiner Tonart, ein wirres Nach- und Durcheinander . . . Und das mußte Alles an mir vorüber; und wenn ich eben ruhig in meinem Lehnstuhl saß und eine Zeile am neuen Romane hinwarf, draußen wieder ein Choral.“ Wie manchmal in Fulda ist mir ein Gleiches passirt! Gerne machte Dingelstedt Wanderungen in diese Berge, „ein paar Dutzend Cigarren und George Sand's Indiana in der Tasche,“ wie er es in den „Rhönfahrten“ geschildert hat. Ihn, wenn irgend Jemand, hätte der junge Rhön-Club in Fulda zu seinem Ehrenmitglied ernennen sollen; denn er war der Erste, welcher die Rhön literarisch bekannt gemacht hat. Seinen Aufstieg zum Kreuzberg, dem St. Gotthard dieser Gegend, mit einem Kloster und Hospiz, will er nicht ohne Führer unternehmen und ein solcher präsentirt sich ihm denn auch bald mit einem großen Hunde. Auf Dingelstedt's Anfrage, ob er auch wol Bescheid wisse im Gebirge, entgegnet der Mann, im tiefsten Ehrgefühl gekränkt: „Ach, lieber Herr, ich hab' schon so manches Stück Vieh über die Rhön gebracht!“ Ich erinnere mich noch, welches Gelächter in ganz Kurhessen diese Skizze bei ihrem Erscheinen hervorrief. Uebrigens hatte der Mann Recht: denn er

war ein Fleischer, sein Hund war ein Fleischerhund — und seltsam! der Reisende hieß Franz, der Metzger hieß Franz und der Hund hieß auch Franz — „ein kluges Thier," sagt Dingelstedt, „das mich, ehe wir vertraut mit einander wurden, ganz wie einen Rhönhammel behandelte."

Voll überschäumender Lebenslust, im ganzen Gefühl seiner Kraft und Jugend, konnte es freilich nicht fehlen, daß Dingelstedt's burschikoses Wesen auch vielfachen Anstoß erregte, namentlich beim Philisterium, dem der braungelockte Simson zwar keine Brandfüchse in das Getreide jagte, sonst aber manches Aergerniß zufügte. Denn der Muthwillen dieses Erziehers der Jugend kannte keine Grenzen. Es war, als ob er den Machthabern in Kassel, die ihn hierher in das Exil geschickt hatten, zeigen wolle, daß er kein Ovid sei, der um Heimkehr nach Rom bettelt; sondern daß man es sich auch in Fulda wohl sein lassen könne. Hier fand er seinen Freund Dr. Julius Hartmann als Collegen am Gymnasium; und auch der andre Freund und Mathematiker, Fliedner, war nicht fern. „Damals," so theilt der Letztere mir mit, „sah ich ihn seit unserer Studienzeit zum erstenmal wieder und war erstaunt über seine kräftige, körperliche Entwicklung, welche frühere Befürchtungen schwinden machen mußte. Ich selbst war damals in Hersfeld, vier Meilen von Fulda angestellt, und wir drei Junggesellen, Dingelstedt, Hartmann und ich, besuchten uns gegenseitig öfter und hatten, wie einst in Marburg, manche angenehme Stunde miteinander. Indessen fand ich Dingelstedt, wie in körperlicher so in geistiger Beziehung verändert. War die Gäh-

rung des Mostes lange zurückgehalten worden, so sprudelte sie jetzt häufig über das rechte Maß hinaus, und trotz seiner anerkannten Liebenswürdigkeit im persönlichen Umgang, verursachte doch sein Gebahren der Oeffentlichkeit gegenüber in dem kleinen Fulda viel Schütteln des Kopfes. Ich selbst wurde einst bei einem seiner Besuche in Hersfeld durch sein burschikoses Auftreten gegen das Publicum des Landstädtchens, in welchem ich an der Spitze einer kleinen Realschule stand, in eine Verlegenheit gebracht, die fast zum Bruche zwischen uns geführt hätte."

Unzertrennlich in Fulda waren Dingelstedt und Hartmann, letzterer einer der geistvollsten Männer seines Fachs, aber von Figur nicht viel größer als ein Zwerg. Es soll ein wunderlicher Anblick gewesen sein, diese Beiden, den ganz Langen und den ganz Kurzen, Arm in Arm durch die holprigen Straßen Fulda's haben ziehen zu sehen; und wer beschreibt den Schreck der Collegen und das Gaudium der Schüler, als eines Tages Dingelstedt der Große Hartmann den Kleinen (das Hartmännchen genannt) auf seinen Schultern in's Gymnasium trug! Ob wahr, ob erfunden — diese Geschichte war das Erste, was ich über Dr. Hartmann erfuhr, als er später, an das Gymnasium zu Rinteln versetzt, mein eigner Lehrer ward; und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß sie mich mehr zu ihm hinzog, als seine Wissenschaft.

Daß jedoch das Spießbürgerthum über solche Dinge nicht so glimpflich urtheilte, kann man sich wol denken. Von dieser Seite gingen mannigfache Anfechtungen und sogar Pasquille gegen Dingelstedt aus, wie nachmals in Stuttgart und an andern Orten, wenn auch aus ver-

schiedenen Gründen. Heinrich Koenig, welcher noch einige Zeit in Fulda mit ihm zusammen war, widmet der genialen Erscheinung des um 24 Jahre jüngeren Freundes in seinem „Stillleben" *) einige der interessantesten Blätter. Als liebenswürdiger Gesellschafter war er bald heimisch in allen Häusern, in welchen es hübsche Töchter und gute Mittagessen gab; aber man war vor seinem Spott nicht sicher und in seiner jovialen, ausgelassenen Laune ließ er sich oft weit gehen. Zuweilen erschien er im abgeschabten Rock und alter Studentenmütze auf der Parade. Wenn er Etwas ausfindig machen konnte, was die Fuldaer verdroß, so that er es gewiß. Einmal, während der Carnevalszeit 1840 kam es sogar im dortigen Casino zu einer Scene, bei welcher die Dingelstedt befreundeten Officiere schon die Säbel zogen.

In diesen an sich so harmlosen, tollen Streichen zeigte sich bereits die ganze Rücksichtslosigkeit, durch welche Dingelstedt sich nachmals so viele und so unversöhnliche Feinde machte — Feinde von einer andern Beschaffenheit, als diese biedern Provinzbewohner. Groß aber auch war die Zahl Derer, die fest an ihm hingen und nicht mehr von ihm ließen. Er war der Abgott seiner Schüler und selbst ein so gesetzter Mann, wie Heinrich Koenig, fühlte sich lebhaft von ihm angezogen. „Sein Muthwille," sagt er, „auch wo ich ihn seiner Stellung nicht angemessen fand, that doch meinem verdrossenen Ernste

*) Ein Stillleben. Erinnerungen und Bekenntnisse von Heinrich Koenig. In zwei Theilen. Leipzig, F. A Brockhaus, 1861.

wohl, und wir hatten manche lachende Stunde zusammen."

Ein ähnliches Geschick hatte den damals schon in ganz Deutschland zur Geltung gelangten Romanschriftsteller, nach Fulda, in eine Art von Verbannung geführt. Zur Strafe für die liberalen Anschauungen, zu denen er sich als Abgeordneter im hessischen Landtag bekannte, war Heinrich Koenig im Herbste 1840 von Hanau hierher versetzt worden und zwar aus dem Finanzfach, in welchem er 27 Jahre lang thätig gewesen, in die ganz heterogene und untergeordnete Stellung eines Secretärs beim Obergericht. So weit ging die Willkür der Regierung oder vielmehr des Kurfürsten in jener Zeit; und dabei waren Fälle dieser Art nicht einmal etwas Seltenes. Ein Garnisonprediger, der in Ungnade gefallen, ward zum Archivar umgeschaffen, und ein Gestütdirector aus demselben Grunde zu einem Oberrentmeister; und der Gestütdirector tröstete sich noch mit den Worten: „ich danke Gott, daß er (der Kurfürst) mich nicht zum Prediger gemacht hat!"*)

Es leben in Fulda noch einige von Dingelstedt's Altersgenossen, Freunde aus der Marburger oder Kasseler Zeit, und mehrere seiner ehemaligen Schüler, Männer jetzt in gesetzten Jahren, die sein Andenken hoch in Ehren halten und mit einer Art schwärmerischer Anhänglichkeit von ihm reden. Es sind ihrer noch da, welche zu erzählen wissen, wie sie seine Novellen und Gedichte für den Druck copiren mußten; und Einer, gegenwärtig selbst Gymnasial-Oberlehrer in Fulda, und von Dingelstedt

*) Aus den Tagen eines erloschenen Regentenhauses. S. 37.

immer ganz besonders bevorzugt, besitzt noch heute seinen Schreibtisch, seinen Sessel und — seine Papierscheere. Diese, ein gar gewaltiges Instrument, hatte Dingelstedt einst, absichtlich oder zufällig, einer Sendung an eine Wiener Redaction beigepackt, welche ihm seine Manuscripte ungebührlich zu beschneiden pflegte; von dort aber mit Protest zurückgekommen, vermachte Dingelstedt sie bei seinem Weggang von Fulda seinem Schüler, der inzwischen Student geworden und auf Empfehlung des Lehrers eine Zeit lang in der Redaction des „Salon" thätig war.

Dingelstedt war drei Jahre in Fulda, vom Herbst 1838 bis dahin 1841; und war Ordinarius von Quarta. Jedoch legt es von der Vielseitigkeit seiner Begabung und Kenntnisse glänzendes Zeugniß ab, daß er, während er mit seinen Quartanern den Cornelius Nepos las, und ihnen die Anfangsgründe der alten Geschichte beibrachte, zugleich in Tertia den französischen Unterricht gab, in Secunda Latein, griechische Geschichte und deutsche Literatur, und in Prima französische Literatur lehrte. „Er war ein äußerst anregender Lehrer," sagte mir einer von diesen nunmehr alten Herren, die damals als Knaben zu seinen Füßen saßen, „und wir liebten ihn sehr; er kam stets eine Viertelstunde zu spät, unterhielt sich die folgende Viertelstunde mit den Officieren, die beim Vorübergehen unter den Classenfenstern stehen blieben, und in der übrig bleibenden halben Stunde bezauberte er uns durch seinen fesselnden Vortrag ganz und gar." Er besaß eine Manier, mit seinen Schülern zu verkehren, die sie vollständig enthusiasmirte; sie sahen in ihm nicht den Schulmeister, sondern immer den alten Studenten. Einmal ward eine

Verbindung unter ihnen entdeckt und eine sehr langwierige Untersuchung deswegen angestellt. Die „Pennäler“ legten sich natürlich auf's Leugnen und behaupteten, niemals so etwas gesehn zu haben, wie Band und Schläger. Da holte Dingelstedt unvermuthet in der feierlichen Lehrerversammlung ein altes, von vielen „Landesvätern“ durchbohrtes Cereviskäppchen der „Schaumburger“ aus der Tasche hervor, steckte die Finger durch die Löcher und fragte die hartnäckigen Sünder im Donnerton des Gerichts: „Kennt Ihr das?“ Da freilich mußten sie die Augen niederschlagend beichten; aber wir wollen hoffen, da Dingelstedt im Concilium saß, daß ihnen vergeben worden.

Das Leben in Fulda, wie noch Heinrich Koenig es schildert, war ein anderes, vornehmeres, geistig regeres und bunteres, als heute, wo der alten Bischofsstadt, seitdem sie preußisch geworden, Eines nach dem Andern genommen worden und eigentlich Nichts gelassen ist, als das „nix, nox et nebulae“ des altfuldaischen Spruches. Bis zur hessischen Zeit Residenz eines geistlichen Fürstenthums, war Fulda nachher Sitz einer Provinzialregierung und eines Obergerichts, es hatte seine Kreis- und Landgerichtsbehörde, sein Regiment und seine Regimentsmusik, und es hatte, wie zur Staffage des Bildes durchaus gehörte, seine Franziskanermönche, die täglich von ihrem Kloster auf dem Hügel herabstiegen, seine Benedictinerinnen, deren zierliche Filigranarbeit und gewürzige Kuchen berühmt waren im ganzen Lande, seine barmherzigen Schwestern und englischen Fräulein. Ein Abglanz der alten fürstbischöflichen Zeit haftete noch an den ehe-

maligen Palästen der geistlichen Herren und in ihren Kellern lagerte manch' eine Perle des Rheingaus und Frankenlandes vom Ende des vorigen oder vom Anfang dieses Jahrhunderts, wo Schloß Johannisberg und Schloß Santeck noch im Besitze der Prälaten von Fulda war. Lange nach der Säcularisation war „das Weinfaß von Fuld" in gutem Ansehn verblieben; „und keine höhere Festlichkeit ging vorüber, ohne daß 1822er und 1834er, diese Haupt- und Ehrenweine kredenzt worden wären," sagt F. Zwenger, ein echt Fuldaer Kind, in einem Artikel, welchen er dem Andenken seines ehemaligen Lehrers Dingelstedt in der „Buchonia" gewidmet hat. Diese Stadt, welche die Gebeine des heil. Bonifacius als kostbarsten Kirchenschatz bewahrt und ihm da, wo seine Mönche zuerst die Wildniß des Buchenwaldes an der „Vultaha" lichteten, ein schönes Denkmal errichtet hat: sie sah auch den jungen Ulrich von Hutten, der einst „in Fulda's Klosterschule saß", der in einer noch heut erhaltenen Herberge, zum „Bären" genannt, oftmals abstieg und dessen Burg in Trümmern auf dem Steckelberg, nicht drei Stunden von hier entfernt, gegenwärtig ein beliebtes Ziel für die Sommerausflüge der Fuldenser ist. Die tolerante Praxis des 18. Jahrhunderts hatte diese Gegensätze gemildert; das erleuchtete Pontificat Ganganelli's, die philosophischen Einflüsse von Königsberg, die literarischen von Weimar hatten nacheinander sich auch hier fühlbar gemacht, in diesem entlegenen Winkel, welcher dennoch, damals mehr als heute, mit der übrigen Welt zusammenhing. Die große Heerstraße zwischen Leipzig und Frankfurt, Berlin und Mainz, Petersburg und Paris ging

durch Fulda; die Fremden aus aller Herren Ländern machten hier Rast, anstatt daß sie jetzt in Courierzügen vorbeifliegen. Der Verkehr in Fulda selbst erhielt dadurch einen großstädtischen Anstrich, welcher ihm jetzt vollständig abhanden gekommen ist; es bestand eine Gesellschaft, und kein confessioneller Hader störte die guten Beziehungen, welche die verschiedenen Elemente derselben verband. Der damalige Bischof, Johann Leonard, war ein geistvoller, leutseliger und gastfreier Herr. Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts zu Hünfeld, nicht weit von Fulda, geboren als Sohn eines Bäckers, war Johann Leonard Pfaff Hofcaplan des letzten Fürstbischofs, Adalbert III. von Harstall gewesen. Er hatte noch die Tage der opulenten Hofhaltung im Schlosse gesehen, welches, nachdem die Inful und der Fürstenhut im Jahre 1802 getrennt wurden, mannigfache Schicksale gehabt, zuerst ein fürstlich oranisches, dann ein kurfürstlich hessisches geworden, und nach der Annexion im Jahre 1866 in den Besitz des Landgrafen von Hessen gekommen ist. Mit dem säcularisirten Fürstbischof war Leonard Pfaff in ein gegenüberliegendes kleineres Palais gezogen, welches nach dem Tod Adalbert's III. von Harstall im Jahr 1814 ein Privathaus ward und etwas später von dem Curatorium des Wallenstein'schen Damenstifts erworben ward. Die Nachfolgerinnen des Entthronten, welcher nur der Gewalt mit dem ihm zur Gewohnheit gewordenen Wort: „Es ist, wie's bleibt" gewichen, waren Damen aus den ältesten protestantischen Adelsgeschlechtern Hessens; unerläßliche Bedingung der Aufnahme war der Nachweis von mindestens sechzehn Ahnen. Seit Mitte des vorigen Jahr-

hunderts in dem hessischen Städtchen Homberg von der letzten Erbin des 1745 erloschenen Hauses Wallenstein an der Schwalm begründet, hatte zur Zeit des Königreichs Westfalen das Stift, dessen damalige Dechantin die Lieblingsschwester des Ministers von Stein, Marianne war, einen verhängnißvollen Antheil an den Vorbereitungen zum Dörnberg'schen Aufstand genommen und war deswegen von Jérôme aufgelöst worden. Aber eine der ersten Regierungshandlungen des Kurfürsten nach seiner Rückkehr war die Wiederherstellung desselben und als im Jahre 1816 das seit 1810 mit dem Großherzogthum Frankfurt vereinigt gewesene Fulda an Kurhessen fiel, siedelte das Damenstift hierher über. In den Räumen des nunmehr ihnen gehörigen Palastes, welchen sie durch Bauten erweiterten und mit einem parkartigen Garten umgaben, entwickelte sich bald eine feine Geselligkeit, während der Bäckerssohn von Hünfeld, nicht lange nach der Erneuerung des Bisthums Bischof von Fulda ward und die schmucklose Curie bezog, welche von grauem Gemäuer umgeben, auf der Höhe des Michelsberges sich an das uralte, noch aus der Karolingerzeit stammende, vom irischen Abt Eigil erbaute Kirchlein lehnt. Bis zu Johann Leonard's am 3. Januar 1848 erfolgtem Tode bestand das schönste freundnachbarliche Verhältniß zwischen diesem trefflichen Kirchenfürsten und dem protestantischen adligen Damenstift, welches der Mittelpunkt der Fuldaer Gesellschaft ward und lange blieb. Jetzt freilich ist es sehr einsam da; die Stiftsdamen, für welche Fulda gegenwärtig nicht viel Anziehendes mehr haben mag, kommen nur noch selten hierher, und die hochbetagte,

kränkelnde Frau Aebtissin ist fast die einzige Bewohnerin des mächtigen Gebäudecomplexes. Aber ich erinnere mich ihrer anmuthigen und vornehmen Erscheinung aus einer früheren Zeit, wo ich selber, während des Winters 1857, die Ehre hatte, in das Stift eingeführt zu werden durch einen meiner früheren Lehrer aus Rinteln, der damals am Gymnasium in Fulda war und jetzt, wenn ich nicht irre, Gymnasialdirector in einer thüringischen Stadt ist. Einst, in der Tertia zu Rinteln, hatte er mich die griechischen Zahlwörter von 1 bis 100, ich weiß nicht mehr wie vielmal zur Strafe schreiben lassen; nun aber leuchtete das feine Gesicht des geistvollen Mannes, indem er mich den liebenswürdigen Damen des Stiftes als seinen ehemaligen Schüler vorstellte und wir hatten einen unvergeßlich schönen Abend zusammen. Es war ein Kreis in jedem Sinne des Wortes edler Frauen, hochgebildet, voll Verständniß und aufrichtiger Liebe für die Kunst, die Musik und vornehmlich die Literatur. Eine der Damen, Fräulein Sophie von Gilsa, hatte sich als Uebersetzerin englischer Dichtungen und Romane (z. B. der „Hypatia" Kingsley's) einen Namen gemacht; und die Schwester derselben, Karoline, war Aebtissin zur Zeit Dingelstedt's gewesen. Obgleich dieser nun schon seit sechzehn Jahren fort war, kam das Gespräch doch bald auf ihn und jede der Damen wußte irgend eine lustige Geschichte von ihm zu erzählen. Denn Dingelstedt war das enfant gâté des Stiftes gewesen. Mehrere nicht veröffentlichte Gedichte von ihm werden dort noch aufbewahrt. Eines davon, elegant gedruckt, und mit der Anfangszeile: „Ein Blick in die bekannten Thale" ward bei dem Abschiedsfeste vertheilt, welches das Stift ihm

gab. Ein anderesmal erschien er als Orgeldreher mit einer „Mordgeschichte“ auf Leinwand, während eine junge Dame — gegenwärtig Gemahlin eines gefeierten Dichters, der das Anagramm ihres Namens: „Edlitam“ berühmt gemacht hat — ein gar trauriges Lied dazu sang. Drei oder vier jener allerliebsten Geschöpfe, Ferkel genannt, hatten nämlich von der grünen Farbe genascht, welche zum Anstreichen eines Gartengitters im Stift bestimmt war, und hatten die Schuld ihrer jugendlichen Unerfahrenheit mit dem Tode gebüßt. Der Refrain jenes von Dingelstedt verfaßten Klaggesangs „Säulein — Fräulein“ lebt noch im Andenken der Fuldenser. Diese Geschichte jedoch hab' ich nicht von den Damen des Stiftes!

Unter den Familien, welche mit dem Stifte im regsten Verkehr standen, nennt Heinrich Koenig den Marquis und die Marquise de Cubières; „ein fremdes, ausgezeichnetes Paar, das damals mehrere Jahre nicht durch Verbannung, sondern aus räthselhafter Wahl in dem so versteckten Fulda lebte.“ Der Marquis, welcher einst Page am Hofe der Bourbonen gewesen, dann als Angehöriger der französischen Gesandtschaft in Dresden, eine Comtesse von Baudissin geheirathet hatte, war beim Sturze Kärl's X. zurückgetreten, indem er als Legitimist es verschmähte, unter dem Bürgerkönig zu dienen. In diesem, um in seiner Sprache zu reden, „exotischen“ Hause vereinigte sich Alles, was Anziehungskraft auf Dingelstedt üben konnte: der Luxus und aristokratische Parfüm der höchsten Gesellschaftskreise, die Tradition feinster französischer Bildung und der directe, persönliche Zusammenhang mit einer in Deutschland damals noch mächtigen Literaturrichtung. Der

Marquis, des Deutschen durchaus mächtig, hatte lang in dem Tieck'schen Kreise gelebt und seine Gemahlin, eine bezaubernde Schönheit von der „blonden Art", war die Nichte des Grafen Wolf Baudissin, des Mitübersetzers des Shakespeare. Wenn Dingelstedt, unter den bescheidenen Verhältnissen von Ricklingen, im Hause des Capitain Trott, zuerst von englischem Comfort angenehm berührt wurde, so lernte er hier, im Hause des französischen Marquis zu Fulda den ersten Salon kennen. „In seinem Bestreben, als Gentleman zu erscheinen," erzählt Koenig aus jener Zeit, „gewann er auf einer Seite eine ungemeine Leichtigkeit für den gebohnten Fußboden und den schaukelnden Divan des Salons; auf der andern aber auch einen nur zu wohlgefälligen Blick für die oft nichtigen, selten bedeutsamen Aeußerlichkeiten der Societät." Wer Dingelstedt's Werke gelesen hat, wird nicht umhin können, hier an eine Stelle der „Deutschen Nächte in Paris" zu denken, welche nicht lange nachher geschrieben worden ist und fast wie ein Selbstbekenntniß lautet: „Das ist mir immer in meiner eigenen Natur ein Widerspruch gewesen," heißt es da. „Niemals habe ich eine Befangenheit gespürt, ein unbeholfenes linkisches Wesen, ein Stammeln und Trippeln, wenn ich unter recht vornehmen, fremden Leuten war. Dieß mußte so sein, däuchte mir. Ich fühlte mich behaglich im exotischen Duft des Boudoirs, unter dem Lichtmeer des Salons." Das ist sein Element: man stößt ihn hinein, und siehe da! — er schwimmt. Freilich folgt nun sogleich der „revers" der Medaille: „War ich dann wieder auf meine Zelle zurückgekehrt, so drückten mich die vier engen, kahlen, dunklen Wände mehr als jemals."

Wenn sein Held in die große Oper geht, in das Stehparterre, so hängen die Augen desselben mehr an der ersten Galerie, als auf den Brettern. „Dort war meine Welt. Schöne Weiber mit nackten Schultern und feurigen Blicken, blasse Gesichter voll Ueberdruß und Verlangen, voll Reiz und Ermüdung. Und Diamanten und Sammet und Seide, dunkle, duftende Haare, weiße, duftende Hände. Soll mich Gott strafen, aber ich fühlte, daß droben meine Stelle war, nicht drunten, wo sich ein grober Rock an mir rieb und schmutzige Finger eine verschimmelte Apfelsine zerrissen.“

Dieselbe Sehnsucht, die sich früher schon in den Briefen an Oetker und Vogel aussprach — Reisen, Schriftsteller werden, Carrière machen! . . . . „Als Gymnasiallehrer konnte er kaum die Ferien erwarten,“ sagt Koenig, „um irgend einen Ausflug zu machen. Traf dann die Vacanz mit einem pecuniären Vacat zusammen, fielen die Ferien just in die Mauserzeit des Besoldeten, so setzte er rasch — Novellenfedern an, die ihn manchmal noch über die Ferienzeit hinaustrugen. Wir hielten die Unruhe des Freundes für Stimmung eines schwer zu befriedigenden Gemüths; es schien aber mehr als Stimmung, es schien Bestimmung zu sein.“

Aus spröderem Stoff, als Franz Dingelstedt, war Heinrich Koenig geformt und durch eine Schule bittrer Lebenserfahrungen war er gegangen, in welcher sein Charakter sich gestählt, seine bürgerlich-freisinnigen Tendenzen sich befestigt hatten. Er war ernster in seiner Erscheinung, schwerer in seinen Bewegungen. Der Unterschied zwischen Beiden, nicht nur der Jahre, sondern auch der literarischen

Ziele, konnte nicht größer sein. Der Eine gehörte der Generation an, welche noch von Goethe's Greisenalter beherrscht ward; der Andere war unter dem Einfluß des jungen Deutschlands erwachsen. „Allein alles dessen," sagt Koenig, „waren wir uns klar bewußt; es änderte unsere Gesinnung, unser Wohlwollen für einander nicht, soviel auch der Freund über mich zu lächeln, ich gegen ihn zu eifern gehabt hätte."

Aber auch nach Außen hin übte Dingelstedt damals schon seine Anziehungskraft aus; und zahlreich waren die literarischen Gäste, welche zum Besuch in Fulda erschienen. Unter ihnen war Ferdinand Freiligrath.

Die erste Berührung zwischen diesen Beiden war keine freundliche gewesen; wenigstens deutete Freiligrath sie so, welcher — bei aller Generosität seines Herzens — doch auch sehr empfindlich war. Wie Buchner in seinem schönen Buch über Freiligrath mittheilt,*) hatte Dingelstedt noch in Kassel (Anfangs 1838) einen Aufsatz in Lewald's „Europa" veröffentlicht: „Eine Mitternacht in Detmold", welcher, wiewol von der wärmsten Empfindung für den Dichter des „Wüstenkönigs" eingegeben, dennoch Einiges über seine Familienverhältnisse sagte, was nicht ganz taktvoll gewesen sein mag und diesen daher verdroß. „Das ist auch so ein jungdeutsches Gewäsch, — Persönlichkeiten statt der Sache!" schrieb er noch aus dem Comptoir in Barmen, an Gustav Schwab, März 1838; und um dieselbe Zeit an seine Freundin, Lina Schwollmann:

*) Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Von Wilhelm Buchner. Zwei Bände. Lahr, Druck und Verlag von Moritz Schauenburg. 1882. I, 203. 263.

„In Lewald's Europa hat kürzlich ein Aufsatz über mich und Grabbe gestanden . . . Er ist nicht ohne Humor geschrieben, liefert aber einen lebendigen Beweis, wie Thatsachen, wenn sie so ein zehn Jahre im Munde der Leute gewesen sind, entstellt und mit einmal verwechselt werden können. . . . Du siehst übrigens hieraus, wie Grabbe und ich blos deßwegen immer zusammengekoppelt werden, weil wir aus einem Orte sind . . . Wären Grabbe und ich nicht in dem Neste geboren, so hätte Dingelstedt gewiß in seinem Leben keine „Mitternacht in Detmold" geschrieben." Es blieb nicht bei diesem lediglich epistolarischen Ausdrucke einer an sich ziemlich grundlosen Verstimmung. Freiligrath's Freund, L. Merckel, ließ im „Lippe'schen Magazin" eine sehr spöttische „Beleuchtung der Dingelstedt'schen Mitternacht" vom Stapel laufen, welche wiederum diesen auf's Aeußerste gereizt und einen ganzen literarischen Feldzug im Gefolge gehabt zu haben scheint; denn Dingelstedt war nicht der Mann, der eine Antwort schuldig blieb. Noch nach drei Jahren, im „Salon" (1841, Nr. 16) kam er darauf zurück. „Das Fürstenthum Lippe-Detmold," heißt es daselbst, „hat mir einen Krieg angekündigt, der nun, wie der trojanische, schier in's zehnte Jahr geht, nur weil ich in einer schönen Winternacht durchfuhr, ohne Augen und Ohren zuzudrücken, wie um solche Zeit Bürgerpflicht ist. Seit jener Zeit verfolgt mich Lippe-Detmold, und weil sie kein trojanisches Pferd — ich will im Bilde bleiben — gegen mich in's Feld schicken können, schicken sie in gewissen Fristen einen trojanischen Esel, der im „Lippe'schen Magazin" in der „Zeitung für die elegante Welt", im „Mindener Sonntagsblatt", in der „Elberfelder

Zeitung" Feuer über mein Haus und Zeter über mein Haupt schreit." Indessen, in diesem, wie in einem ähnlichen Vorfalle, den ich aus meinem eigenen Verhältniß zu dem von mir innig verehrten und geliebten Freiligrath erzählen könnte, siegte dessen sonnige, wahrheitliebende Natur über das Mißverständniß des Augenblicks. Zwar im Mai 1838 schrieb er noch an Merckel: „Meinen herzlichen, innigen Dank, Du alter Getreuer! — Du hast dem Hessen-Kasseler wacker heimgeleuchtet." Aber als der Zorn ein wenig verraucht, Januar 1839, begegnen wir Aeußerungen wie die nachstehenden: „Uebrigens ist Dingelstedt wahrhaftig nicht ungescheit, sondern bringt im Gegentheil manches Gute und Wahre über mich bei." . . . „Ich will ihm aber doch nächstens 'mal schreiben, denn er ist, wie gesagt, sonst eben nicht ungescheit, hat schon ein paar gute Bücher geschrieben, ist kein übler Poet, und meint's am Ende nicht bös mit mir." Schon im April heißt es dann: „Dingelstedt hat mir aus freien Stücken einen freundlichen Brief geschrieben;" und im Herbste des folgenden Jahres sahen sie sich zuerst in Mainz, wohin Dingelstedt geeilt war, um Freiligrath's Bekanntschaft zu machen. „Eine frische, ansprechende Persönlichkeit, rund, offen, herzlich, wacker, keine Spur von Gespreiztheit", äußerte sich Letzterer in einem Brief an Levin Schücking.*) Wenige Monate später, nach meiner Berechnung im Februar 1841, kam er dann zu Dingelstedt. Nach der Verlobung mit Derjenigen, welche die Gefährtin seines Lebens werden sollte, befand sich Freiligrath eben auf der Heimreise von

*) Buchner, a. a. O. 384.

Thüringen nach dem Rhein, und mag in Fulda, welches auf dem Wege lag, kurze Rast gemacht haben; vielleicht auch um den Freund an den Beitrag zu mahnen, welchen dieser zu dem Immermann-Buch versprochen — und niemals geliefert hat. Nicht lange nach diesem Besuch erschien die vierte Auflage von Freiligrath's Gedichten mit einer Widmung an seine Freunde Dingelstedt, Schücking und Simrock.*) Es ist unnöthig, hier von dem Schatten zu sprechen, der alsdann jahrelang das Verhältniß ernstlich getrübt hat. Um dieselbe Zeit, wo Freiligrath's Flüchtlingsleben begann, hatte Dingelstedt in Stuttgart seine, wenn man so sagen darf, Laufbahn bei Hofe begonnen; und als Levin Schücking dem in der Schweiz weilenden Freunde räth, er möge doch nach Württemberg gehen, schrieb dieser: „Eher ging ich direct nach Preußen und stellte mich einem Majestätsbeleidigungs-Proceß .... Will man durch ein Buch, wie das Glaubensbekenntniß eins war, wirken, so soll man auch ein rechter Kerl sein, alle Folgen auf sich nehmen ... Die Verse thun's nicht allein, es will auch ein Ding dabei sein, das man Charakter nennt. Unser guter langer Stuttgarter hat es nicht ...."**) Entfremdung folgte, wenn nicht Trennung; doch nicht für immer. Als Dingelstedt (1876) nach dem Tode Freiligrath's jenen schönen Nachruf, „Die Externsteine" schrieb, durch welchen er die „Mitternacht in Detmold" — wenn überhaupt Etwas dabei gefehlt worden — wieder gut machte (Wanderbuch, V, 359), da durfte er sagen: „An

*) Notiz im „Salon" 1842, Nr. 26.
**) Buchner, II, 182.

Freiligrath knüpfte mich eine jahrelange, brüderliche Freundschaft, welche die Politik zeitweise zu lockern, niemals zu lösen vermochte.“ Dann fährt er fort: „Wir duzten einander seit meinem ersten Besuch am Rhein, den er mir in Fulda — in gewissem Sinn auch ein Exil — trostbringend zurückgab. Haben wir doch gelacht, daß ihm das frühe Bäuchlein wackelte und mir die Augen übergingen, weil er mich gerade bei der angenehmen Arbeit überraschte, den Schülern unserer Secunda ihre lateinischen Aufsätze mit rother Tinte zu korrigiren, zu denen ich das Thema gegeben: „Interpretatio et solutio carminis Freiligratensis, inscripti *ΟΔΥΣΣΕΥΣ*“, die lateinische Prosaübersetzung des Odysseus“.

Es ist fraglich, ob dieses Exercitium den Dichter der besondren Gunst der Fuldaer Gymnasiasten empfohlen habe. Wir finden wenigstens keine Erinnerung daran, daß letztere dem illustren Gaste irgend welche Aufmerksamkeit gewidmet hätten. Allerdings hatte Freiligrath sein „Glaubensbekenntniß“ noch nicht gedichtet; noch stand er „auf einer höheren Warte, als auf der Zinne der Partei“, und hielt es sogar für nöthig, einem Freunde die Versicherung zu geben: „ich bin beim Teufel, glaub' ich, ebenso liberal wie Dingelstedt.“ Noch hatte die politische Dichtung ihre Stimme nicht erhoben — „Hoffmann von Fallersleben der Kuckuck, Herwegh die Lerche, Dingelstedt die Nachtigall;“ *) aber doch ging der Zug der öffentlichen Meinung fast ausschließlich schon in diese Richtung, und das Hauptereigniß während der Fuldaer

*) Buchner, a. a. O. 425.

Jahre Dingelstedt's war daher das Erscheinen Gutzkow's, welcher in der äußerlich so stillen und innerlich so bewegten, gährenden Zeit als einer der Ersten ihre Zeichen verstanden und ihren Tendenzen Ausdruck gegeben hatte. Der große Kampf, der nicht viel später offen ausbrechend die deutsche Welt erschütterte, ward vorbereitet auf dem bisher so harmlosen Gebiete der Literatur. Sie wurde die Angelegenheit aller Gebildeten unserer Nation, welche damals in der Literatur fanden, was ihnen heute die Politik ist. Ein Schriftsteller, welcher, wie Gutzkow, mit Nichts als seiner Feder den Absolutismus der Regierungen angriff und dem Bundestag den Krieg erklärte, war eine Persönlichkeit, deren Aeußerungen weite Kreise mit einer Theilnahme folgten, für welche man gegenwärtig in hohen politischen Sphären nach einem Vergleich suchen müßte. Wol hatte Gutzkow jene Dramen und Romane noch nicht geschrieben, welche seinen literarischen Rang für alle Zeiten sichern werden; aber vielleicht war der „Eclat" seines ersten Auftretens größer, wenn auch freilich vorübergehender. Es gab einen Augenblick — und es war der seines Besuchs bei Dingelstedt — wo Gutzkow die literarische Großmacht Deutschlands war, mit Keinem über, ja kaum Einem neben sich. Kein Wunder, daß die Nachricht von seiner Ankunft in Fulda sogar die Schüler des Gymnasiums in einen wahren Tumult versetzte. Die literarischen Neigungen ihres Lehrers scheinen bis auf die Tertianer hinunter gegangen zu sein. „Unsere Helden," erzählt einer dieser damals jugendlichen Schaar, Herr Fr. Zwenger in der „Buchonia" (1881, Nr. 14), „waren die Dichter und Schriftsteller des jungen Deutschlands, deren äußere

Lebensschicksale wir wenigstens genau kannten, wenn uns selbstverständlich auch die Literatur ihrer Werke noch verschlossen blieb .... Da erschien eines Tages unser Mitschüler F(riedrich) H(ornseck), der sich später selbst einen geachteten Namen als Dichter erwerben sollte, athemlos in der Classe und rief: „Gutzkow ist in Fulda!" Wie uns diese Kunde elektrisirte! Ein veritables Mitglied des „jungen Deutschlands" befand sich also in den Mauern unsrer Stadt, und zwar dasselbe, welches kürzlich noch in Folge der infamen Denunciation W. Menzel's monatelang in Mannheim hatte brummen müssen!"

Gutzkow, welcher damals (im Sommer 1839) schon den „Telegraphen" in Hamburg herausgab, befand sich auf der Rückreise von Frankfurt a. M., wo sein Drama „Richard Savage oder Der Sohn einer Mutter" eben mit durchschlagendem Erfolg die erste Aufführung erlebt hatte; und Dingelstedt brachte ganz Fulda in Bewegung, um den gefeierten Gast würdig zu empfangen. Die Damen des Wallensteinischen Stifts veranstalteten für ihn einen solennen Abend. Das Casino gab ihm ein Fest. Im Odenwald'schen Garten, wo die Crême der Gesellschaft sich versammelte, ward der Nachmittag verbracht; und die späte Mitternacht sah die Tafelrunde dieser „Ritter vom Geiste" zu jenen Symposien vereint in dem traulichen Hinterstübchen eines alterthümlichen Hauses, über welchem heute noch dasselbe Schild sitzt, wie damals, mit dem Namen „Florian Pult" wehmüthig mahnend an Männer und Zeiten, die nicht mehr sind.

Damals, wo Gutzkow's Name wie vom Glanze der aufgehenden Sonne strahlte, war seine Seele noch nicht

verbittert; und kein Gedanke daran, daß es einst anders werden könne, trübte weder die schöne Gegenwart noch das Verhältniß zu Dingelstedt, welcher vielmehr den Aelteren und Höherstehenden mit seiner Lustigkeit hinriß. Unser Tertianer sah damals, wie diese Beiden, Gutzkow und Dingelstedt im Bunde mit dem „Hartmännchen“ sich eines Nachmittages die Zeit damit vertrieben, über die Prellsteine des Domplatzes — zu springen: das „Hartmännchen“ immer voran, dann Gutzkow, dann Dingelstedt, der mit seinen langen Beinen am Schlechtesten vorwärts kam. Er hat sie hernach überholt, als es andre Hindernisse zu nehmen und andre Ehren zu gewinnen gab. Aber damals widmete Gutzkow seinem Aufenthalt in Fulda einen eigenen Artikel im „Telegraphen“ und versteckte beim Abschied folgendes Gedicht „An Franz Dingelstedt, als Schullehrer in Fulda“ zwischen den Seiten eines seiner Schulbücher:

Wie man wol öfters in ein Buch
Ein Rosenblättchen legt,
Daß den pedantischen Geruch
Der süße Duft verjagt:

So berg' ich im gelehrten Wust
Dir dieses kleine Blatt,
Daß er, Dir selber unbewußt,
Den Duft der Liebe hat.

Daß Dich's, wie milder Frühlingswest
Beim Studium umzieh',
Und aus dem Bakel sproßen läßt
Das Grün der Poesie!

Dieser Wunsch Gutzkow's ist denn auch reichlich in Erfüllung gegangen. Unter den Anregungen mannichfaltig-

ster Art, wie wir sie zu schildern versucht haben, war Dingelstedt in Fulda dichterisch außerordentlich productiv. Er schrieb hier, bei allem Muthwillen und aller Berufsarbeit, nach eigener Aussage jeden Tag seinen halben Druckbogen. Hier, in Fulda, bei einem Verleger Namens Euler (nomen et omen) ließ er seinen ersten Roman: „Die neuen Argonauten" drucken (1839); hier schrieb er seinen zweiten „Unter der Erde" (der in der Originalausgabe den Nebentitel: „Ein Denkmal für die Lebendigen" hatte, wahrscheinlich weil Alle darin sterben). Hier schrieb er eine große Zahl seiner Novellen und Verse ganz ohne Zahl. Was er als Dichter war, das ist er in Fulda geworden und in diesem Betracht die Fuldaer Zeit die wichtigste seines Lebens. Man hatte ihn hierher geschickt, in die Verbannung. Aber um so mächtiger braust der Strom des Gesanges, schlagen die Fluthen, trotzig grollend, sprühen die spitzigen Wellenzungen empor; und wenig aus der späteren Zeit kann sich an Kraft, Nichts an Kühnheit der Conception mit der Dichtung „Sechs Jahrhunderte aus Gutenberg's Leben" *) messen, welche Dingelstedt 1840 als Festschrift zur vierhundertjährigen Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst schrieb. Das Werk, in typographischer Hinsicht vorzüglich ausgestattet und mit Randzeichnungen des gegenwärtig noch lebenden Professor Müller, ist so gut wie verschollen und eines der wenigen Exemplare, welche noch vorhanden sein mögen, ward mir durch

*) Sechs Jahrhunderte aus Gutenberg's Leben. Kleine Gabe zum großen Feste. Text von Dr. Franz Dingelstedt in Fulda; mit Randzeichnungen von Prof. Friedr. Müller in Cassel. 1840. Im Verlag der Buchdruckerei von Jérôme Hotop in Cassel.

die gütige Vermittelung des Herrn Dr. Albert Duncker in Cassel aus der dortigen Landesbibliothek zur Einsicht anvertraut. Es wurde, wie man mir mittheilt, erst nach dem Jubiläum fertig, kam im buchstäblichen Sinne des Wortes post festum und fand in Folge davon wenig Verbreitung. Auch hat Dingelstedt Nichts zur Wiederbelebung desselben gethan, und in die Gesammtausgabe nur eines von den sechs Stücken, aus welchen die Dichtung besteht, aufgenommen (1840):

Mogunzia! Dir sei mein Gruß entboten —

Ich erkläre mir dieß aus einem gewissen, trüben, man würde heute sagen pessimistischen Zuge der Weltanschauung, welcher im Widerspruche stand mit dem philosophischen Dogma der Zeit und Widerspruch in der That vielfach hervorrief. Die Dichtung stellt sich dar als eine Art von Weltlegende, welche, mit der Erfindung der Buchdruckerkunst beginnend (1440) in der Form von Visionen, die scheinbar zerstörenden Wirkungen derselben durch die Jahrhunderte verfolgt — die Lehre Luther's, welche die imposante Einheit der Kirche aufhob (1540), den Bruderkampf des dreißigjährigen Krieges (1640), das 18. Jahrhundert, mit „Mephisto-Arouet“ (1740), die französische Revolution, den Untergang des deutschen Reichs und Kaiserthums. Scheinbar zerstörend, sag' ich; denn in Wahrheit bedeutet Leben auch unsrem Dichter Bewegung; und es ist bezeichnend, daß er das Wort Galilei's demjenigen in den Mund legt, welchen er als den Genius der neuen, unsrer Zeit feiert: Friedrichs des Großen,

„Von Wenigen geliebt, vermißt von Allen.“

Der Pomp der katholischen Kirche, welchen Dingelstedt zum erstenmal in Fulda sich entfalten sah, mag ähnliche Empfindungen in seiner Seele geweckt haben, wie um dieselbe Zeit, aber auf einem größeren Schauplatz, in der Seele Macaulay's, als dieser, ergriffen von dem Alter und der Majestät Roms, sein nachmals so berühmt gewordenes Essay über Ranke's Geschichte der „römischen Päpste" concipirte.*) Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen einer ähnlichen Ideenströmung — dort auf der Höhe von St. Peter, fast geblendet von dem Glanze der Weihnacht in Rom der englische Historiker, und hier, in dem stillen, hessischen Landstädtchen, vor dem schnörkelhaften Dome zu Fulda, der deutsche Dichter! Merkwürdig auch, in der Schlußvision Dingelstedt's — ??40 — der Anklang an den Patagonier in Macaulay's Briefen und den Neuseeländer in Macaulay's Essay, wie wenn die Betrachtung dieses stolzesten Werkes der Menschenhand immer enden müsse mit dem Gedanken an künftige Zerstörung und das Nichts. Die europäische Cultur ist zertreten von den Barbaren; wo Mainz lag und das Gutenbergsdenkmal stand, rauchen Trümmer, ein Wilder findet ein halbversengtes Buch — das erste Buch Gutenberg's, das Buch Luther's, die Bibel, zeigt es den Andren, die Nichts daraus zu machen wissen und schleudert es dann in's Feuer —

Ein Nu — es gab kein Buch mehr auf der Erde,
Das letzte kroch in Asche just zusammen.

Das Gedicht, wiewol von historischem Tiefblick zeugend, reich an Gedanken und in klangvollen Terzinen

*) Es erschien in der „Edinburgh Review", October, 1840.

geschrieben, hatte doch einen antipopulären Charakter und paßte wenig in die Stimmung jener festlich erregten Tage. Ruge griff es hart an in den Halle'schen Jahrbüchern (1. August 1840, Nr. 184) und Dingelstedt ließ es der Vergessenheit anheim fallen.

Um so heller und einstimmiger begrüßte Beifall sein herrliches „Osterwort", welches — gleichfalls 1840, zuerst als fliegendes Blatt, gedruckt — heute noch unvergessen ist in der Heimath des Dichters und unvergänglich leuchten wird zu seinem und ihrem Ruhme.

Droben stand ich, wo inmitten eines Meers von Duft und Blüthen
Grau und groß das Schloß emporsteigt, Philipps alte Stadt zu hüten.
Rings zu Füßen dehnte lachend sich das traute Thal der Lahn,
Und mit ersten Maienblicken schaute draus der Lenz mich an.

Geister einer frohen Jugend tauchten aus dem heitren Grunde:
War's nicht da? — und hier! — Und drüben . . . . scholl's von der Genossen Munde;
Ein Erinnern still und innig ging wie Sonntagsglockenklang
Durch die Seelen lang Getrennter, die ein neues Band umschlang.

Plötzlich rührt an meine Schulter eines Freundes scheuer Finger;
„Dort am Gitter," spricht er leise, deutend auf den innern Zwinger; —
Und zwei Augen groß und glühend, und ein Antlitz bleich, entstellt,
Starrten dort aus dem Gemäuer nieder in die schöne Welt.

Sylvester Jordan ist es — der Gefangene von Marburg, der dort, mitten unter schweren Verbrechern, die Schuld büßen muß, für die hessische Verfassung eingetreten zu sein. Der Dichter erinnert sich, wie er, ein junger Student, Zeuge war des triumphalen Einzugs, welchen die Bürger von Marburg ihrem Abgeordneten bereiteten:

Stand ich nicht im Chor des Volkes, das mit blankgezognen Schwerten,
Das mit Fahnen und Drommeten grüßte seinen Heimgekehrten?
O der Wandlung! . . . .

Ihn fröstelt; er will sich abwenden. Aber überall verfolgt ihn derselbe Schatten; und nun wendet er sich an den Fürsten mit einer Bitte, wie sie rührender, inniger, edler niemals von Dichterlippen geflossen sein mag:

Neig' Dein Scepter, Friedrich Wilhelm, zu erlösendem Bescheid!

Ach, daß Deines Volks ein Dichter sich in Deinen Glanz gewagt hat,
Daß, was Andre schweigsam flehen, er voll Ehrfurcht laut geklagt hat,
Herr, verzeih's! Ein Dichter fühlt es, was es heißt: gefangen sein,
Mehr als Andre. Ja, gefangen, und vergessen, und allein! —

Die Bitte verhallte und noch fünf Jahre verflossen, ehe Sylvester Jordan freigesprochen ward.

Aber Franz Dingelstedt's Jordanslied machte nichtsdestoweniger einen tiefen Eindruck in Deutschland und Georg Herwegh widmete demselben in seinen „Gedichten eines Lebendigen" ein Sonett:

Die Nachtigall hat für den Aar gesungen,
Der, fortgeflogen aus dem Alpenlande, *)
Verschmachtend lag in unsrem deutschen Sande,
Weil er sich hat zu hoch hinangeschwungen.

Wem wäre nicht ihr Lied an's Herz gedrungen,
Ihr grollend, rührend Lied von unsrer Schande?
Doch sprecht, wann sind bei uns der Freien Bande
Von eines Sängers Liede je gesprungen?

---

*) Sylvester Jordan war ein geborener Tyroler, aus der Nähe von Innsbruck.

Als Dingelstedt diese Verse gelesen hatte, da überflog ihn, wie er am Schluß einer Besprechung von Herwegh's Gedichten im „Salon“ hinzufügt, „eine freudige Röthe und eine zitternde Wehmuth . . . Ja, Du hattest Recht, und es ist so gekommen wie Du sagtest. Glücklicher, grüße Du Deine Alpen von mir und — von ihm!“

In der Fuldaer Zeit Dingelstedt's entstanden noch manche Gedichte, welche freilich nicht an jenes heranreichen und in der Gesammt-Ausgabe sich nicht wiederfinden, wol aber zeigen, mit welch' regem, echt menschlichem Antheil der Dichter Alles begleitete, was rings um ihn, in engerem oder weiterem Kreise vorging. Als Heinrich Koenig den Schmerz hatte, seinen einzigen hoffnungsvollen Knaben zu verlieren, tröstet er ihn mit dem „ne forte credas interiturum“:

Der Dichter, weißt Du, soll der Muschel gleichen,
Die, hart erkrankt, uns edle Perlen schenkt,
Und in die Stunden, just die thränenreichen,
Ist seiner besten Früchte Keim gesenkt. . . .

Ein andres Gedicht, welches hierher gehört, ist das auf den Tod des in freiwilliger Verbannung gestorbenen ehemaligen Oberbürgermeisters von Kassel, Carl Schomburg's — auch er ein politischer Märtyrer, wie Sylvester Jordan, aber einer, der das Licht und die Freiheit nicht mehr sehen sollte, nicht einmal von Ferne, — sein letztes Wort der Klageruf: „Ich habe meinen Kindern Nichts hinterlassen können — Nichts — nicht einmal ein Vaterland.“ Eine Bürgerdeputation holte seine Leiche nach Kassel und dort an seinem Grabe sagte der Pfarrer, daß der hessische Patriot gestorben sei, „fern von unsrer Haupt-

stadt, wie wenn sie nicht geweiht genug gewesen wäre, einen ihrer edelsten Söhne sterben zu sehen."

Dingelstedt's Gedicht, welches ich einer freundlichen Mittheilung des Herrn Zwenger in Fulda verdanke, hätte wol verdient, neben dem Jordanslied aufbewahrt zu werden.

Du standest fest, jedoch Dein Herz ging brechen,
Mit Gift gefüllt bis an den höchsten Rand,
Und sterbend hattest Du ein Recht zu sprechen:
„Ich hinterlasse Euch kein Vaterland!"

— — — — — — — — — — —

In banger Eile habt Ihr ihn bestattet,
Scheu wandelt Ihr um seinen Hügel um,
Ihr ahnt: die Weide, die sein Grab beschattet,
Beschattet auch der Hessen letzten Ruhm.

— — — — — — — — — — —

Blickt her! Mit keckem Saitengriffe reiß' ich
Die Wunden alle auf — Euch aus dem Schlaf!
Kennt Ihr die Sonne noch von Einunddreißig?
Seid Ihr dieselben, die ihr Schimmer traf?

Wiewol in Gutzkow's „Telegraph für Deutschland", September 1841, anonym erschienen, rieth man doch bald auf den Verfasser — in Kurhessen konnte nur Einer so singen! — durch Requisition kam das Manuscript nach Kassel und nicht viel fehlte, so hätte Dingelstedt seine „Lehrjahre" mit Spangenberg — d. h. Arrest auf der hessischen Festung beschlossen.

In die letzte Zeit seines Aufenthalts in Fulda fällt die Begründung des „Salon", welcher sich als „Eine Wochenschrift für Heimath und Fremde" einführte, nicht ganz zwei Jahre lebte und von Dingelstedt, wiewol er

bis an's Ende treu mitarbeitete, nur sechs Monate redigirt ward. Die Probenummer, welche im December 1840 als Beilage der „Kassel'schen Allgemeinen Zeitung" ausgegeben ward, nannte als Redacteur: Franz Dingelstedt; doch schon aus der ersten Nummer des ersten Jahrgangs, welche wegen „mannigfacher Schwierigkeiten leicht zu errathender Art" nicht früher als am 1. April 1841 kam, war dieser Name verschwunden. Nicht besser erging es einem Gedicht, welches anonym an der Spitze der Probenummer gestanden — es war das erste der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters", welche Dingelstedt's Ruhm mit einem Schlage begründen sollten:

Weib, gieb mir Deckel, Spieß und Mantel,
Der Dienst geht los, ich muß hinaus —

Hier führt es noch den Titel: „Lied eines vagirenden Nachtwächters" und trägt als Motto die bekannte Zeile aus Béranger's Gedicht gegen die Jesuiten: „Éteignons les lumières et rallumons le feu." Doch findet es sich nicht wieder in der ersten Nummer des „Salon", und ein Jahr später, als Dingelstedt Hessen verlassen und seine Nachtwächterlieder bereits bei Hoffmann und Campe herausgegeben hatte, belehrt uns eine redactionelle Notiz zu einer Besprechung derselben, daß es damals „aus mannigfachen Gründen vom Poeten wieder zurückgenommen sei." Der „Salon" erschien in Kassel und vielerlei Schwierigkeiten und Irrungen ergaben sich daraus für den in Fulda lebenden Redacteur. Einmal warfen ihm Gutzkow's „Telegraph" und die Frankfurter „Didaskalia" einen Druckfehler, Danton statt Dante, vor. „Das ist nicht

freundlich von Ihnen, meine Herren," replicirte Dingelstedt. „Sie sollten am Besten wissen, wie einem armen Redacteur zu Sinne ist, der nicht an Ort und Stelle seine gelegten Eier ausbrüten kann. . . . Er ist immer neugieriger auf die nächste Nummer, als irgend einer seiner Leser; er weiß ja noch nicht, was die Censur strich und was der Setzer hinzufügte. Zwei Seelen wohnen ach! in seiner Brust!" . . . Ein andres Mal machte das Feuilleton „Unseres Planeten" ihn für eine Recension verantwortlich, die er nicht geschrieben. „Liebes Feuilleton unseres lieben Planeten!" ruft Dingelstedt aus; „bedenke: der arme Dingelstedt sieht dich das ganze Jahr nicht, weil nach Fulda keine Journale gerathen, außer der „Europa", dem „Gothaischen Anzeiger" und dem „Morgenblatte", und diese erst „auf dem Wege des Buchhandels", was in Fulda so viel sagen will, als dreiviertel Jahre nach der eigentlichen Frist", u. s. w.

Selbst der Titel des „Salon" sollte nicht unangefochten bleiben. Es waren die Tage des Becker'schen Rheinliedes und der patriotischen Entrüstung über jedes Fremdwort, besonders wenn es aus Frankreich war. Eines Tages, am 11. December 1840, kam ein Brief aus Höxter an mit der Adresse:

„Sr. Wohlgeboren, Herrn F. Dingelstedt, Verleger des Salon zu Kassel."

Der Brief war „recommandirt, mit Recepisse — frankirt". Denn „Recht muß Recht bleiben," sagt Dingelstedt, „und die Männer von Höxter sind so höflich, ihre Grobheiten wenigstens portofrei aufzugeben." Innen aber

stand, auf sehr zweideutigem Conceptpapier, „einfach durch Größe, furchtbar in Klarheit, erhaben in Gesinnung", und das Wort deutsch jedesmal unterstrichen („freilich schief", fügt Dingelstedt hinzu) weiter nichts als:

„Nennen Sie Ihre Zeitschrift deutsch!
„Denken Sie deutsch!
„Empfinden Sie deutsch!
„Dann lesen wir Ihre Zeitschrift!
„Höxter, den 9. December 1840.
Eine Gesellschaft von Deutschen."

Dräuend reckten sich die vier Ausrufungszeichen gegen den armen Dingelstedt. „Höxter liegt an der Weser," sagt er. „Ich hatte es deswegen, und weil ich oft, oft in besserer Zeit hindurchreisen mußte, recht lieb, wie Alles, was an der Weser liegt. Lag ich doch damals selber träumende, glühende Stunden lang daran, im weichen Gras der Schaumburger Wiesen, wenn die Sonne hinter der westphälischen Pforte langsam untertauchte, und Friede von allen, allen Kirchlein fern und nah in das holde Thal meiner Kindheit läutete."

Dieses idyllische Bild ist nun für immer zerstört und Fehde herrscht zwischen „Herrn F. Dingelstedt, Verleger des Salon" und der „königlich preußischen Stadt Höxter". Wären damals vor 42 Jahren die Tage Stephan's nicht noch sehr fern gewesen, so hätte Dingelstedt wol sagen mögen: „Ihr Männer von Höxter, die Ihr Euch nicht schämt „Recommandirt", „Recepisse" und „Couvert" zu sagen für „Einschreiben", „Eingeschrieben" und „Briefumschlag": wie kommt Ihr dazu, mir den

„Salon" vorzuwerfen?" Doch wo war der Staatssecretär des Reichspostamts dazumal!

Uebrigens verdiente Dingelstedt Nichts weniger, als der „Französelei" bezichtigt zu werden, wenn er auch die Becker'schen Verse nicht gerade bewunderte. Mit der ganzen Schärfe seiner Feder greift er französisches Wesen an, wo es sich zum Schaden deutscher Eigenart in Literatur und Kunst, namentlich aber auf dem Theater breit macht. Es ist überaus interessant, in den dramaturgischen Blättern des „Salon" den künftigen großen Bühnenleiter zu studiren. Mit regem Antheil verfolgt er die Repertoires der deutschen Theater. Die Vorliebe für die Franzosen, das Ueberwuchern französischer Stücke wird bitter getadelt, wo es sich auch zeigen mag; die classische und deutsche Richtung des k. k. Hofburgtheaters in Wien, welches von Ostern 1840 bis dahin 1841 siebzehn neue deutsche Dramen aufgeführt, und elf classische Stücke neu in Scene gesetzt, als „ein würdiges Beispiel zur Nachahmung" empfohlen. In den Osterferien 1841 ist Dingelstedt in München und hier betritt er zum erstenmal und als simpler Zuschauer das königl. Hof- und Nationaltheater, zehn Jahre später die Stätte seiner größten Triumphe. Der Eindruck indessen war kein befriedigender; er kritisirt das Haus, das Repertoire, das Schauspiel und die Schauspieler. Eines von den Stücken, deren Aufführung er beiwohnte, war „ein Birchpfeifer". Er sagt: „Im Allgemeinen stimme ich in die maul- und schlagfertige Verketzerung dieser Frau nicht ein, weil sie manches verdienstliche und namentlich recht warm und lebendig gehaltene Drama auf den spärlich besetzten Novitätenmarkt gebracht

hat; aber „Scheiben-Toni“, eine Art von National- und Localstück mit naiven Tyrolerinnen und ehrlichen „Buas“, mit Gemeinplätzen, die auf königlich bayrischen National-Enthusiasmus berechnet waren — nein, das war doch für meinen norddeutschen Magen eine ebenso unverdauliche Kost als Mehlknödl oder Rahmstrudl, zumal sie mit einer pikanten Sauce, im Tyroler Dialekte aufgetragen wurden.“

In den Juniferien desselben Jahres ist er in Kassel, wo man eben zuerst von allen deutschen Bühnen, und sogar um einen Tag früher als in Berlin, Scribe's „Glas Wasser“ aufführte. Seine warme Würdigung dieses Lustspiels zeigt, daß er nicht blind ist gegen die Vorzüge der Franzosen. Höchst charakteristisch sind wieder die Schlußbemerkungen, in denen er eine feine Kritik der Darstellung, oder vielmehr der Regie giebt; es sind ihrer sechs, aus denen wir jedoch nur einige hervorheben wollen: „3) Ist es zu einer vollständigen Illusion nöthig, daß wirklich ein Glas Wasser auf ein Theaterkleid geschüttet und einer sparsamen Intendanz eine Viertel-Elle Gros de Naples verdorben werde, oder genügt eine Gaukelei, die nicht einmal den Schornsteinfegerjungen oben im Paradies betrügen kann, und bei der das Publicum in seiner höchsten Spannung plötzlich abgekühlt und verblüfft wird, als habe man ihm selber ein Glas Wasser über den Kopf geschüttet? Man vergleiche doch hierüber gefälligst, was Lessing in seiner Dramaturgie über die wirkliche oder scheinbare Ohrfeige sagt, welche die Königin Elisabeth dem Grafen Essex verabfolgen läßt. 4) Trägt ein englischer Cavalier denselben gestickten Rock Morgens im Empfangs-

saale und Abends in der Soirée seiner Königin? . . . . 6) Ist es wirklich glaublich, daß Berliner Schauspieler in diesem echt französischen Stücke besser spielen, als Pariser? Die Frage Nummer 6 beantworten wir uns selber: o ja, nämlich — vor einem deutschen Publicum und dann, weil in Berlin Alles möglich ist."

Der geheimste Wunsch seines Herzens, vielleicht noch unbewußt, jedenfalls noch so unbestimmt, daß er ihn ein „pium votum" nennt, „an dessen Erfüllung wir freilich selbst nicht glauben", findet sich in dem letzten seiner dramaturgischen Blätter ausgesprochen, wo „ein amtlich-literarischer Einfluß auf das Theater neben dessen technischer, ökonomischer und directorialer Leitung" gefordert wird. Ob Dingelstedt dabei schon an sich gedacht? Damals gewiß noch nicht. Aber er fährt fort: „Vielleicht erörtern wir gelegentlich diesen Punkt näher, welcher mit einer Lebensfrage des deutschen Theaters genau zusammenhängt, mit der um sein Verhältniß zur Literatur. . . . Grade jetzt, wo man der bösen Folgen adeliger Intendanzen an vielen Orten inne geworden ist, scheint es an der Zeit, das schmählich verkümmerte Recht der Literatur an die Bühne aufzurichten."

Mit der gleichen Lebendigkeit und Wärme folgt Dingelstedt im „Salon" der damaligen literarischen Bewegung; man athmet wirklich die Luft vom Anfang der vierziger Jahre, wenn man in diesem Bande blättert. „Das waren gute Jahrgänge auf dem Parnaß," ruft noch in einem Rückblick 1876 Dingelstedt aus (Werke. V, S. 349), „da alljährlich ein neuer Name oder ein paar auftauchten, die nicht so leicht wieder verschwinden sollten,

unter Anderen: Freiligrath, Geibel, Kinkel, Hebbel, Storm, Prutz, Beck; warum nicht noch Einen hinzufügen? — Dingelstedt.“ Und etwas weiter heißt es: „Ich für mein bescheidenes Theil werde nie vergessen, wie viel ich den Führern meiner Dichterjugend schulde . . . . der väterlich milden Hand meiner Augsburger Freunde Kolb und Altenhöfer, dem scharf- und tiefblickenden Auge Gutzkow's, Lewald's altkluger Erfahrung, den reichen Kenntnissen des ehrlichen Hauff in Stuttgart, dem wachen, für Effect immer offenen Sinne Heinrich Laube's, sogar dem strengen Gericht, welches Menzel und die „Halle'schen Jahrbücher“ *) über den jungen Nachwuchs hielten.“ Alle diese Namen, Meister und Gesellen, finden sich beständig auf den Seiten des „Salon“; „ein jüngeres Talent, B. Auerbach“ (der seine „Dorfgeschichten“ noch nicht geschrieben hatte), wird mit Anerkennung genannt. Der Hauptantheil fällt natürlich wieder auf Gutzkow, dem „ein Lessing'scher Zug“, und auf Laube, dem ein „reiches und freundliches Herz“ nachgerühmt wird. Immer entschiedener neigt Dingelstedt zu Gutzkow. In der „literarischen Bildergalerie (Saal der neuen Schule)“ wird folgendes Porträt von ihm entworfen: „Gutzkow ist nicht groß, geht nachläßig, gebückt, in sich gekehrt, spricht wenig und ohne alle Prätension gehört und bewundert zu werden, lächelt mehr gutmüthig als ironisch, läßt die an sich sehr hellen und schönen, aber kurzsichtigen blauen Augen, womit ihn der Herr gesegnet hat, mehr auf seinen Fingerspitzen ruhen als auf anderer Creatur. Sitzend kauert er sich gern zu-

*) Siehe oben S. 103.

sammen und spielt mit dem Federmesser. . . . Gutzkow könnte eine schöne Erscheinung sein, wenn er etwas aus sich machte, den Bart abschnitte und den einen Stiefel nicht mehr schief ginge. . . . Gutzkow hat eine liebe Familie, zwei Knaben mit äußerst patriotischen Namen, zum ältesten hat der deutsche Hermann, zum jüngsten der deutsche Fritz Gevatter stehen müssen. Wenn das seine Feinde hören, werden sie daraus folgern, Gutzkow wolle Privatdocent in Breslau werden. Ihn als Vater zu sehen, giebt ein Tableau von eigenem Reize, weil unwillkürlich die Vorrede zur „Lucinde" als Hintergrund hinzugedacht wird. Lieber noch hätte ich ihn freilich nach dem ersten Hervorruf auf dem Berliner Hoftheater gesehn." — Laube wird folgendermaßen geschildert: „Frisch, ruhig, interessant. Ein sehr markirtes Gesicht von broncefarbigem Grundton, äußerst muntere und lebensfrohe Augen, dunkles Haar und viel Bart, die Gestalt elegant und leicht, eher fast als schlank. . . . In den ihm so oft vorgerückten Glacéhandschuhen habe ich ihn nicht gesehen, sondern einmal in Jagdstiefeln, die Flinte auf der Achsel, einem Feudaljunker eher als einem Stutzer ähnlich. . . . Sein Dialect hat etwas Eigenes und Scharfes, das von ferne an Kurland erinnert. Um seine Frau beneiden ihn gewiß mehr Literaten als um seine „Schlösser".*) —

Dreiunddreißig Jahre später, in Wien, an einem sonnigen Märznachmittage des Jahres 1874, sah ich, was außer mir nur einer kleinen Anzahl literarischer

---

*) Laube hatte kurz zuvor (1840) seine „Französischen Lustschlösser" veröffentlicht.

Freunde zu sehen gestattet war, nämlich: Dingelstedt, dessen Ernennung zum unabhängigen Director des Burgtheaters dicht bevorstand, bei Laube, der nicht lange darauf von der Leitung des Stadttheaters zum erstenmal zurücktrat. Aus Paris war an die Wiener Schriftsteller die Einladung ergangen, sich der in der Bildung begriffenen „Association littéraire internationale“ anzuschließen und man benutzte meine Anwesenheit, um zu hören, wie man in Berlin über den Plan denke. Ich erinnere mich nicht mehr ganz genau, ob jenes Pariser Schreiben an die Adresse Laube's gerichtet war, oder aus welchem andern Grunde die Versammlung in seiner Wohnung stattfand; aber ich erinnere mich gut genug, wie ich mit Dingelstedt die Treppen des großen Hauses, Operngasse Nr. 8, emporstieg und ich erinnere mich auch noch, wie die Beiden einander gegenüberstanden, in dem schönen und geräumigen Arbeitszimmer Laube's, in welches von unten herauf gedämpft die Bewegung des weiten Platzes und der Straße gegenüber klang. Dingelstedt trat mit mir an eines der Fenster, durch welches man den bezauberndsten Blick auf den Opernring hat, dessen Prachtgebäude von der Nachmittagssonne beleuchtet wurden. „Die Treppen sind mir sauer geworden,“ sagte Dingelstedt, indem er tief Athem holte; „Sie müssen für die Folgen stehen, Landsmann.“ Denn in der That, ich hatte ihn veranlaßt, mich zu begleiten.

Unter den Repräsentanten der Wiener Schriftstellerwelt, die sich eingefunden, war einer, von kräftiger Gestalt, in seinen besten Jahren, mit einem hellen, freundlichen Gesicht, wasserblauen Augen, einer Brille und einem

starken, röthlichen Bart. Er war auch ein Landsmann, ein Kasseler; und als wir uns, auf Laube's Aufforderung, setzten, nahm er seinen Platz neben Dingelstedt. Wie lebhaft steht sein Bild vor mir, indem ich dieses schreibe! Einer seiner Brüder, Adolph, der nachmals auf den Diamantfeldern Südafrika's große Reichthümer gewonnen hat, war oft ein lieber Gast in meiner Eltern Hause, als ich noch ein Kind; und einmal — ich sehe sie noch ganz deutlich, die dünnen Briefbogen und die feine Schrift darauf — brachte er Gedichte mit; und ich höre noch, wie er sagt, indem er sie meiner Mutter hinreichte, „sie sind von Salomon!" Eines derselben: „Bach und Waldstrom" — ein kleines Lied zum Lobe der Bescheidenheit, die später unter allen Tugenden gerade nicht die des Dichters war — hatte sich meinem Gedächtniß tief eingeprägt; und hier finde ich es wieder, im „Salon" vom 5. Juni 1841: „Primavera. Lieder und Bilder von S. M." — „Da ist er endlich," rufe ich, wie Franz Dingelstedt in dem schönen Stammbuchblatt, welches er in seinem „Literarischen Bilderbuch", dem Andenken des früh Geschiedenen gewidmet hat — „der Mosenthal!" Er saß in Tertia, auf der vierten Bank von oben. . . . Als ihn die Reihe traf, die französischen Exercitien der Classe, die ich corrigieren durfte, dreißig bis vierzig an der Zahl, mir in's Haus zu bringen, blieb er, nachdem er seine schwere Bürde auf meinen Schreibtisch abgelegt, an der Thür verlegen stehen. „Wünschen Sie noch etwas?" fragte ich freundlich, das officielle „Du", wie immer außerhalb der Schule, ablegend. Nach einigem Stammeln: Ja, ich hätte wol . . . Wenn ich so frei sein dürfte u. s. w., zog er aus seiner

Tasche ein paar, mit seiner fließenden Handschrift dicht bedeckte Blätter hervor: „Gedichte“. Ich hieß ihn sitzen, lesen, während ich zuhörte, ermuthigend mit dem Kopfe nickte, hier und da besserte. Sein Gesicht wurde aus rosenroth purpurfarbig; das goldene Haar funkelte förmlich, hörbar flog sein Athem. Es waren, so viel ich mich erinnere, ächte Schülergedichte, Lesefrüchte, Schnabelstudien eines noch nicht flügge gewordenen Singvogels. Aber sie müssen etwas versprochen haben; denn als ich, ein paar Jahre später, — um, wie College Clavigo, „meiner Nation das noch unbekannte Vergnügen einer Wochenschrift zu geben“ — in Kassel eine Zeitung, „Der Salon“ aufthat, versäumte ich nicht, lyrische Beiträge von Mosenthal heranzuziehen.“

S. H. Mosenthal war nicht der einzige jüngere hessische Poet, welchen der „Salon“ in die Literatur eingeführt; doch hat Dingelstedt allen, auch denen, welche nicht im späteren Leben eine so glänzende Carrière gemacht haben, wie der Verfasser der „Deborah“ und des „Sonnwendhofes“, ein treues, landsmannschaftliches Andenken bewahrt.

Es wäre nicht richtig, zu behaupten, daß es nur politische Motive gewesen, welche Dingelstedt aus dem Vaterlande getrieben. Wir haben ja genugsam gesehen, was ihn sonst noch hinauszog. „An eine unbekannte Stadt, an ein fernes Gebirge,“ sagt in dem „Deutschen Nächtern in Paris“ einer seiner Helden, „knüpfte ich die wundersamsten und ausgelassensten Träume. In jener sollte mich ein Fürst, ein Minister, ein Großer finden, und ich hinter diesen eine Hütte und ein Herz, Frieden, Rast,

Glück u. s. w." Mannigfache Spuren dieses immer heftiger werdenden Verlangens finden sich auch in den Gedichten des „Salon", welche nicht in die Gesammt-Ausgabe übergegangen sind. Zu seinem 27. Geburtstag (30. Juni 1841) singt er ein wildes, dunkles Lied von dem Wandersmann, der auf der Brücke stand:

Vor ihm ein Nebelmeer, grau und zerflossen,
Und hinter ihm ein Fernbild, duftig klar —
Ihn schwindelte, und fest hielt er umschlossen
Den Eichenstab, der sein Gefährte war.

In einem andern, „Verständlich für Viele!" ruft er aus:

Das Mustern, Meistern und das Mäkeln,
Wie hab' ich es zum Tode satt!
— — — — — — — — — —
Lebendig sein und doch begraben,
Verflucht sei solch ein Zwitter-Loos . . .

Daß Verstimmung über die Kleinlichkeit und Enge der Verhältnisse bei seinem Entschluß mitwirkten, steht außer Frage. „Bete für Deinen Freund, daß er ihn bald aus dem Lande Aegypten führe," schrieb er an die „Verlorene"; und etwas später, im Herbst 1841, an den Freund Vogel: „Wie mir's jetzt in Hessen geht, davon hast Du keine Idee. Ich kam zehn Tage zu spät von einer Reise, mit Oetker gemacht, nach Wien, Salzburg, Innsbruck u. s. w., hierher zurück. Da hatte mir ein hohes Ministerium den Gehalt per August schon belegt. Ich processire noch darum; ein Zeugniß des Dr. med. Frankl aus Wien, Verfasser des „Columbus", wurde zurückgewiesen."

Er kam um zweijährigen Urlaub oder Entlassung aus dem hessischen Staatsdienste ein; wie wenig er aber

daran dachte, sein Vaterland für immer zu verlassen, geht aus folgenden Zeilen an Vogel hervor: „Mit dem „Salon“ bleibe ich in steter Verbindung; er bekommt ausschließlich meine Reiseberichte. Dieß und eine verständige Redaction, von Oetker und Dir geleitet, müssen das Blatt so heben und halten, daß ich nicht allein nach meiner Rückkehr dasselbe würdig übernehmen und glänzend hinstellen kann, sondern daß Du eine Carrière dabei machst, bei mir bleibst, eine Literatur-Puissance wirst. Deine Instruction arbeite ich schon noch aus.“ Die Nummer vom 30. October 1841 brachte die redactionelle Notiz, daß „die Nachricht mehrerer Blätter, u. a. der Leipz. Allg. Zeitung, der „Salon“ werde mit Ende des Jahres wahrscheinlich aufhören, da Herr Dr. Dingelstedt Hessen verlassen habe“, nicht richtig sei. Der „Salon“ werde vielmehr, wenn auch in veränderter Form, d. h. zweimal wöchentlich, zu erscheinen fortfahren. „Herr Dr. D. bleibt auch in der Ferne dem Unternehmen zugethan und hat demselben die besten seiner Productionen zugesagt.“ Die Erbschaft Dingelstedt's ging auf Oetker über, welcher in seinen „Lebenserinnerungen“ klagt, daß er an die Existenzfähigkeit des Blattes kaum noch geglaubt habe, als er es übernahm. „Der „Salon“ konnte sich in Kassel nicht halten; Dingelstedt selbst würde ihm schwerlich ein langes Leben gesichert haben. Das Blatt hatte fast ebenso viele Mitarbeiter wie Abonnenten. Kassel scheint für dergleichen Unternehmungen, wie auch noch spätere Versuche gezeigt haben, kein Ort zu sein.“

Das habe ich selber, worauf Oetker hier anspielt, erfahren müssen, als ich, zwölf Jahre nach dem Eingehen des „Salon“

und noch Marburger Student, in Kassel das „Hessische Jahrbuch“ herausgab, in dessen zwei Jahrgängen (1854 und 1855) gleichsam das ganze literarische Hessenthum sich einstellte, von unsrem wackeren Veteranen Heinrich Koenig an bis zu Herman Grimm, welcher — durch die Traditionen seiner Eltern und seines Oheims mit der alten Heimath zusammenhängend — hier einige reizende Poesien veröffentlichte. Auch mein Freund und Landsmann Otto Braun, ein Schüler Dingelstedt's und lange noch, als Nachfolger Kolb's in der Redaction der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, mit dem alten, treuverehrten Lehrer in Verbindung, weiß ein Lied davon zu singen, wenn er an die beiden Jahre des „Kasseler Sonntagsblattes“ zurückdenkt. Infandum regina jubes —

Kurz, der „Salon“ ging ein und Dingelstedt kam nicht wieder. Am 8. October 1841 las man in der Beilage der „Kasselschen Allg. Zeitung“:

„Seine Hoheit der Kurprinz und Mitregent haben gnädigst geruhet:
dem Gymnasiallehrer Franz Dingelstedt zu Fulda die nachgesuchte Dienstentlassung zu ertheilen.“

Dingelstedt begab sich nach Augsburg, um in die Redaction der „Allg. Zeitung“ einzutreten. Inzwischen aber (Dec. 1841) waren die Nachtwächterlieder erschienen, und Herr von Cotta fand es gerathener, den gefährlichen jungen Mann einstweilen auf Reisen zu schicken.

Nun hatte Dingelstedt was er wollte, und mit dem Rufe:

Luft, Licht und Luft! Nur einen Zug,
Einen Blick in die Welt und die Freiheit!

stürmte er hinaus und wandte sich nach Paris.

IV.

„Franz Dingelstedt befindet sich gegenwärtig auf längere Zeit in Paris. Es geht und gefällt ihm, wie er schreibt, „in dem neuen, freien, frohen, frischen Leben unendlich wohl". Auch Georg Herwegh, der geniale Verfasser der „Gedichte eines Lebendigen" ist in Paris."

Diese Notiz brachte die Neujahrsnummer des „Salon" 1842 zugleich mit dem Anfang der „stillen Novelle" von Dingelstedt. Einige Wochen nachher, im Februar, lesen wir folgende Zeilen: „Es ist Alles eitel! Auch Dingelstedt schreibt's aus Paris. „Neulich sagte mir Lamartine," schreibt er weiter, „mais vous connaissez Paris, comme si vous y aviez été cinq ans." — „Tant pis pour Paris." — „Non, mon jeune ami, tant pis pour vous." — Ich fühlte, daß er fürchterlich Recht hatte."

Die Verwandlung vom kurhessischen Pädagogen zum Pariser „boulevardier" und „homme de monde" scheint in der That überraschend schnell und glücklich vor sich gegangen zu sein. Sein alter Freund Vogel, welcher im März desselben Jahres gleichfalls nach Paris kam, berichtet über ihn dem heimathlichen „Salon" (Nr. 30, 13. April 1842) folgendermaßen: „Ich fand Dingelstedt

nach einigen Tagen Aufenthalt in Paris; wir hatten einige Stunden des freundlichsten Begegnens am Kamin; es wurden bei französischen Cigarren deutsche Erinnerungen hervorgesucht, akademische und literarische, trübe und heitere, Mittags gingen wir zusammen in sein gewöhnliches Lesecabinet im Palais-Royal. Der Empfang, der ihm hier von den verschiedenen Correspondenten und Gelehrten wurde, zeigte mir deutlich, welche hohe Achtung er diesen in so kurzer Zeit abgewonnen hatte. Er verschlang die französischen, deutschen und englischen Journale hastig, schrieb dann in gleicher Hast seine Berichte und damit wurde es Abend. Nach dem Diner hatte Dingelstedt eine musikalische Soirée bei der Gräfin Merlin. Ich verließ ihn, wie er zum dritten Male an dem einen Tage Toilette machte, Abends gegen 10 Uhr. So und ähnlich die ganze Woche durch. Donnerstags in Versailles bei Marquis Foudras, einem französischen Dichter der neuesten Zeit, Freitags mit Jules Janin im Théâtre français, Sonnabends im Salon Lamartine's, Sonntags in Schlesinger's Matinée musicale, Montags in einer großen Abendgesellschaft des Marquis de las Marismas u. s. f."

Dem braven Vogel stehen die Haare zu Berge über ein solches Treiben. „Wir alle wissen, Dingelstedt ist eitel," fährt er fort. „Er gefällt sich in seinen dermaligen Verhältnissen gut, er ist, dünkt mich, stolzer auf seinen Pariser Schnurrbart und Frack, als er auf ein deutsches Lied aus seiner ersten und besten Zeit war." Und nun wirft auch er ihm vor, daß er für das französische Wesen „von jeher in sträflicher Wahlverwandtschaft inclinirte",

und klagt, daß ein Leben, wie er es jetzt führe, ihn sicherlich aufreiben werde. Wie wenig Vogel die wahre Natur seines Freundes damals kannte! „Dingelstedt ist dem hessischen Vaterlande viel gewesen," schließt Vogel, „und hätte ihm noch mehr sein können, wenn er gewollt, mit Verstand und Maß gewollt hätte. Er findet das in der Fremde nicht wieder, was er daheim aufgab, und wenn er die glänzendste und unabhängigste Stellung erreichte. Für uns wird er verloren gehen ...." Hier traf Vogel den wunden Fleck: ihm bangt davor, daß der Freund „seine besondre Sendung, seine specielle Lebensaufgabe, die wol eine schöne und bedeutende war, einsetzen könne gegen eine Carrière, wie sie hundert Andere auch machen, ohne sein Talent"; und aus der Erwiderung, welche Dingelstedt unter der Ueberschrift: „Offenes Sendschreiben" an den mittlerweile wieder in die Heimath zurückgekehrten Freund im „Salon" (Nr. 48 und 49, 15. und 18. Juni) erläßt, klingt es beinahe wie ein trauriges Zugeständniß. Das Schreiben ist aus St. Cloud, 21. Mai 1842, datirt, „aus einem kleinen stillen Häuslein, wo ich mit zwei deutschen Freunden dreisiedele". Dingelstedt gesteht, daß das Blatt des „Salon", in welchem der Freund die Erinnerung an ihn und das Wiedersehen, mit „treuen sorglichen Händen niedergelegt", ihn wunderbar ergriffen habe. „Genau in demselben Augenblicke, da es aus der Ferne an mich herantrat, war es Jahresfrist, daß ich in der Aue zum letzten Male lustwandeln ging, unter lauter bekannten Menschen, unter lauter geliebten Bäumen. Und wie mich in den Pfingsttagen überhaupt das Gedächtniß an Verlassenes und Verlorenes nicht eine Minute lang in der

Fremde ruhen und genießen ließ, wie ich in Nanterre nur die Au, in Versailles nur Wilhelmshöhe sah und träumte und lebte: so stiegen namentlich aus den Zügen Deiner Schrift, die ich in den kalten Typen webend und wirkend fand, allmächtige Mahnungen empor: Eindrücke, die ich noch immer nicht bewältigen kann ... Was Du von mir erzählst, wie Du mich in Paris getroffen und beurtheilt und dargestellt hast, thut mir wohl und wehe zugleich. Wohl, denn es ist die Stimme des Freundes, die aus Deinen Worten klingt; wehe, weil ich meine, Du habest zum Theil unrecht gesehen, Du, aber durch fremde Anschauungsweisen .... Die zerrissenen Bande, die aufgegebene feste Stellung und regelmäßige Beschäftigung, die friedliche Lebensgrundlage, meinem schwankenden und unsichern Wesen so nöthig — Alles Deine Ausdrücke, und harte, herbe Ausdrücke, mein Freund — ich erkenne sie in ihrem ganzen Gewicht, in ihrer vollsten Bedeutung an." Aber ich glaube, daß es Dingelstedt jetzt mit dem Vaterlande ging, wie später mit der Literatur: er sagte sich los und konnte sich doch niemals davon befreien. Der Zwiespalt ging durch seine Seele: hier die heimathliche Beschränkung und Stille, die bescheidene Sicherheit der Existenz und der dauernde Ruhm des Dichters, dort die Verlockungen der vornehmen Gesellschaft, der großen Welt und des auf den augenblicklichen Erfolg gerichteten Ehrgeizes. Welche Stimme die mächtigere war, wissen wir; ob aber die Befriedigungen des Weltmannes ihm jemals die des Poeten aufgewogen haben? Halb wehmüthig, halb spöttisch, mit jenem Doppelspiel erregten Gefühls und leichten Scherzes, das sich über das eigene

Innere täuschen möchte, — „Träumer und Poet mitten in den Versuchen, es nicht mehr zu sein" — spricht er von dem schönen Maimorgen, als er, vor sechs Jahren, über die Fuldabrücke nach Kassel fuhr, „mit Gott weiß welchen mailichen Hoffnungen und vaterländischen Wünschen"; die Kasseler, die Fuldaer Anfänge, die hochfliegenden Plane, die mißlungenen Versuche gehen noch einmal an seinem Geiste vorbei — die „Kurhessische Allgemeine Landeszeitung" nebst ihrem Beiblatt „die Wage", das „Hessische Album", gelb brochirt und mit einem herrlichen Titel und zuletzt der „Salon", auf dessen Probenummer beim neuen Quartal aus Kurhessen eingegangen sind: „7, sage sieben, sage sieben Abonnements — — — und darunter eines aus einer Irrenanstalt! — — —" Und nun rede mir, ruft er dem Freunde zu, von meiner besondren Sendung, von meiner speciellen Lebensaufgabe, nicht nur in unserem armen, kleinen Kurhessen, sondern in Eurem ganzen, großen Deutschland überhaupt! Wo ist in Eurem Staate der Platz für einen Schriftsteller? „Die Carrière von der letzten Bank eines Gymnasiums bis auf die gepolsterten Armstühle eines Collegiums, in der Regierung, in der Rechtspflege, in der Verwaltung — o, diese Carrière macht sich leicht genug." Aber ein Schriftsteller! Giebt es bei Euch einen Schriftstellerstand, wie Ihr einen Gelehrtenstand, einen Beamtenstand, einen Officiersstand habt? Nein! losgelöst von jeder organischen Verbindung, außer allem Zusammenhang, ein Fremdling, ein Eindringling steht der deutsche Schriftsteller dem Staate, der Gesellschaft gegenüber; das Merkmal des Deplacirten, der in Eurer officiellen Welt nicht mitzählt,

haftet an ihm; er hat keine andere Stellung, als die er sich mühsam, einzeln, individuell erkämpft, und was er endlich erreichen mag, das erreicht er nicht weil, sondern obgleich er ein Schriftsteller ist. Und Du nennst mich eitel! „Mit dieser Eitelkeit, sage mir, was ist es denn eigentlich? Nicht allein Du predigst mich darüber ab, sondern Viele und allerlei Menschen, die es gut mit mir meinen. Meine Eitelkeit wird zuletzt so sprichwörtlich, wie auf der Universität Dein Leichtsinn, und so offenkundig, wie unseres Illo Sängertalent, wenn er auf der Kneipe anstimmte: „Und der junge König von Rom ...“ Sieh, sagt er, ich bin ein Kind der unteren Stände, und will hinauf in die oberen; aus der groben und trüben Luftschicht des Literatenthums will ich hinauf in die Sphäre, „wo die schönen Formen wohnen“, die feine Sitte der Privilegirten. „Wenn das Eitelkeit heißt, dieses Bewußtsein zielloser Kraft, diese Empfindung eines stets gekreuzigten Ehrgeizes, diese fieberhafte Sehnsucht nach einem großen und edlen Wirkungskreise, dieses tiefnagende Verlangen nach einem Publicum, diese klimmende Hast auf die stets verwehrten Höhen und Lichtpunkte des Lebens — nun ja, so schilt mich eitel, so bin ich es.“ Ist dieses nicht ein merkwürdiges Zwiegespräch, geführt gleichsam vor der noch dunklen Pforte — der Freund warnend und mahnend, anklagend und beschuldigend, wie Dingelstedt's eigenes Gewissen, und dieser antwortend, indem er widerlegt und zugiebt, ableugnet und eingesteht, zu verbergen sucht — und sich dennoch verräth! War es wirklich seine Absicht, seine Hoffnung oder nur sein Wunsch, als er „sein Lebensschiff mit der Schreibfeder bewimpelt und auf

einem Bogen Schreibpapier in's Weite gesegelt", daß die Literatur ihn an's Ziel trage? Vielleicht! Der Freund besorgte damals, daß Dingelstedt die Poesie opfern könne, um als Politiker Carrière zu machen. Ja, Carrière machen wohl; aber untreu werden — niemals! Weder sich, noch seiner Poesie, noch seinem Vaterlande — wenn man, auf sein späteres Leben blickend, Deutschland für Kurhessen setzt. Das ist es, wenn er sagt, daß durch sein Herz „der Riß zwischen dem Idealen und zwischen der Wirklichkeit nicht blos wie eine mathematische Curve ging". Er wollte vereinen, was sich nicht vereinen ließ. Wenn man jetzt, im Publicum, den Namen „Franz Dingelstedt" nennt, so denkt man nicht zuerst an den Dichter, sondern an den Intendanten, den Hof- und Weltmann; und doch war sein Talent bewunderungswürdig! Was er versprach, zeigen vielleicht am Besten die Werke seiner Jugend, die nicht in seiner Sammlung sind; aber auch in den spätesten noch, welche Frische des Geistes, welch' ein beständiger Wechsel von tiefer, ernster Empfindung, anmuthigem Scherz, bitterer Ironie, welch' eine Lebenskenntniß und welche Meisterschaft der Sprache! Seine Gedichte namentlich sichern ihn dagegen, jemals vergessen zu werden, wenn man gleich vielfach umsonst nach ihnen fragen mag in den Buchhandlungen, in denen das Mittelgut unserer Tage prädominirt. Aber die Hand der strafenden Gerechtigkeit ist auch hierin wahrzunehmen; denn, wie der Gott des alten Testamentes gesagt hat, „Du sollst keine andren Götter neben mir haben; bete sie nicht an und diene ihnen nicht", so die Literatur. Der Poet, der Schriftsteller in Deutschland ist ja nun einmal zur Resignation verurtheilt; äußerliche Ehren sind mit

der Literatur wenig zu gewinnen. Wäre Dingelstedt in einem Lande, wie Frankreich oder England geboren worden, wo die Literatur eine von den gleichberechtigten Mächten des öffentlichen Lebens und ihre Pflege so gut eine öffentliche Angelegenheit ist als die der Wissenschaft oder der Musik und bildenden Kunst; wo leitende Staatsmänner, Minister und Diplomaten stets zu den Zierden der Literatur gehört haben und der literarische Beruf immer als ein Titel zu den höchsten gesellschaftlichen Auszeichnungen betrachtet worden ist: dann freilich hätte Dingelstedt das Brevet des Schriftstellers nicht mit dem Wappen des Edelmanns zu vertauschen brauchen; er hätte das Alles erreichen können durch Nichts als seine Feder. Aber er war in Kurhessen zur Welt gekommen, er war ein Deutscher. Er sah sich Vorurtheilen und Standesunterschieden gegenüber, und gerade während seines Aufenthaltes in Paris und London kam er zum Bewußtsein dieser Schranken, deren Schatten unvortheilhaft auf das deutsche Culturleben fallen. Es ging ihm wie manchem andren Deutschen im Auslande, welche darum wahrhaftig keine schlechteren Patrioten sind, weil sie vergleichen und die fremden Vorzüge zu schätzen wissen. Das Wort „Chauvinismus“ war damals noch nicht im Schwange, weder hüben, noch drüben; aber man meint eine Stimme von heute zu hören, wenn Dingelstedt dem Freunde schreibt: „Hättest Du meine Spur in der Fremde nicht verloren, Du müßtest bemerkt haben, daß ich in Paris erst deutsch geworden bin; freilich nicht deutsch genug, um das französische Wesen so hochnasig und so maulrednerisch zu verwerfen, wie es jetzt Mode sein soll .... Deutschland

kann und wird von Frankreich noch mancherlei gewinnen. Sei die Kunst, das einheimische Talent zu pflegen, bis jetzt in Deutschland eine noch unbekannte, darunter nicht das allerwenigste und allerletzte."

Ein tiefes Heimweh ist in Allem, was Dingelstedt uns aus der Pariser Zeit aufbewahrt hat. Gerne weilt er am Grabe Börne's, auf dem Père Lachaise:

Allein wie Der, der drunten liegt gebettet
Bei fremden Leuten und in fremdem Sand,
Zu dem ich oftmals mich heraufgerettet,
Wie in ein Stück vom fernen Vaterland.

Bezeichnend für seine Stimmung ist es, daß er mit Vorliebe politisches Flüchtlings-Leben zum Gegenstande seiner Schilderungen wählt, so z. B. in der Novelle „Deutsche Nächte in Paris".

Drei Deutsche treffen sich wöchentlich einmal im „Café de l'Exilé", welches vor der Barrière des Martyrs, auf dem Wege zum Montmartre, von einem alten, verbannten Polen gehalten wird. „Ein sonderbares Zusammentreffen, wenn die Herberge des Verbannten dicht am Thore der Märtyrer liegt!" Der Eine von den Dreien, „ein blöder, blonder Mensch, in jedem Zuge deutsch geblieben", war seines Zeichens Buchhändler und hieß „der Krawaller", obgleich er der Sanfteste von ihnen und seine politische Sünde in nichts Schlimmerem bestand, als ein verbotenes Buch debitirt zu haben; der Zweite hieß „der Diplomat" und lehrte Deutsch an einer Mädchenschule, der Dritte war „der Poet" und sein Geschäft in Paris, „Straßen und Zeitungen zu durchlaufen". Dort oben laben sich die drei Deutschen an Sauerkraut

mit Würstchen und Eierkuchen mit Speck, trinken Punsch und rauchen echte Hamburger Cigarren dazu, welche Einer von ihnen geschmuggelt hat; und wenn es hernach an's Erzählen kommt, so geben der Krawaller und der Diplomat ihre Leidensgeschichten zum Besten, während der Poet, „welcher erst die kürzeste Zeit in der Fremde war", den Zuhörer macht. Aber einmal, bei einer besonders rührenden Stelle, als „nach dem alten sinnigen Volkswort ein Engel durch das Haus des Verbannten flog, der Engel mit den Zügen der Heimath .... da fiel sein Haupt schwer auf die schwere Brust hernieder und aus den Augen zitterte ihm eine Thräne."

Aus der gleichen Stimmung heraus ist auch das Gedicht „Die Flüchtlinge" entstanden. Ein Spanier, ein Pole, ein Grieche und ein Italiener sitzen beisammen, abermals im „Hause des Verbannten"; aber sie klagen sich nicht harmlos ihr Leid, wie der Krawaller, der Diplomat und der Poet, sondern sie führen bittere Reden „von ihrer Herrscher Tyrannei, von ihrer Völker Schande". Da war auch Einer unter ihnen

— ein blasser deutscher Junge,
Mit blondem, deutschem Lockenhaar
Und blöder, deutscher Zunge.

Was thatest Du denn, kleiner Mann,
Belächeln ihn die Andern,
Daß Du so früh in Acht und Bann,
In's Elend mußtest wandern?

„Ich sprach einmal ein freies Wort
In Sachen der Tscherkessen;
Da jagten sie von Haus mich fort,
Nachdem ich lang gesessen."

Als sie das vernehmen, rufen die Viere: „Dir die Dornenkrone, Dir der Essigschwamm am Rohre!“

Komm, Deutscher, nimm das Glas zur Hand
Und thue, wie wir thaten;
Ruf Zeter auf dein Vaterland,
Das Land, das Dich verrathen!

Er aber wirft das Glas in Scherben und jetzt beginnt sein sonst so sanftes Auge zu blitzen, indessen Hand und Stimme sich erheben:

„Das wolle Gott im Himmel nicht,
Daß solches je geschehe!
Nein! Wer mit deutscher Zunge spricht,
Ruft Deutschland niemals Wehe!

Und wenn ich sie, die mich verstieß,
Nie wiedersehen werde,
Mein letzt' Gebet und Fleh'n bleibt dieß:
Gott schütz' die deutsche Erde!“

Es ist sehr natürlich, daß bei der damaligen Richtung Dingelstedt's und unter dem Einfluß der Temperatur der Vierziger Jahre, das Heimweh für ihn zunächst diese politische Färbung annahm. Er traf in Paris fast gleichzeitig mit Herwegh ein und Heine feierte „des Nachtwächters Ankunft zu Paris“ in einem Gedichte, welches Campe zunächst nur in einer kleinen Anzahl von Exemplaren drucken ließ und als „Manuscript für Freunde“ in Circulation setzte:

Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen,
Du kommst so verstört einhergerannt!
Wie geht es daheim den lieben Meinen,
Ist schon befreit das Vaterland?

Nicht viele Jahre später sollte ein anderes Gedicht und aus einer andern Tonart folgen. „Brutus“, redet er Herwegh an:

Brutus, wo ist Dein Cassius?
Der Wächter, der nächtliche Rufer,
Der einst mit Dir, im Seelenerguß,
Gewandelt am Seine-Ufer?

— — — — — — — — — —

Brutus, wo ist Dein Cassius?
Er denkt nicht mehr an's Morden!
Es heißt, er sei am Neckarfluß
Tyrannenvorleser geworden.

Mag man in den Pariser Frühlingsphantasien auch viel erkennen, was jetzt als ein Reflex der Zeit und Umgebung erscheint, so bleibt doch immer der Grundton eines echten und vollen Empfindens, welches noch unmittelbarer wirkt, wo es sich, wie in dem schönen Gedichte „Christnacht in der Fremde“, mit den Erinnerungen an die eigne Heimath und Kindheit verbindet. Allein in Paris, erinnert er sich, daß dieß die Stunde sei, wo man daheim am Weihnachtsbäumchen das erste Licht anzündet.

Heut zwanzig Jahr! Damals war ich ein Kind —
Beglückte Herzen, die es ewig sind! —
Ich hatt' ein Vaterhaus, zwar eng und klein,
Doch kehrte stets der heil'ge Christ d'rin ein.
Und mit der Schwester harrt' ich froh und bang
In dunkler Kammer, bis die Schelle klang;
Bis uns die Mutter, just um diese Stunde,
Hineinrief an die helle Tafelrunde.

Auf seinem Teller, in Moos versteckt, findet er eine Taschenuhr — die erste! — die der Vater ihn aufziehen lehrt.

Die Uhr war gut. Ich trug sie lang, sie schlug
Der schönen Stunden wahrlich mir genug,
Auch manche wol, die ohne Zweck verdarb,
Und eine, ach! da meine Mutter starb.

Ebenso wahr, wie dieses Gedicht aus dem Pariser Cyclus, ist auch das an H. Heine, in welchem, „beim Abschied von Paris", der Poet seinen ganzen Humor wiedergefunden hat und Malice für Malice zurückgiebt:

Des Nachtwächters lange Fortschrittsbeine,
Sie sind des Wanderns satt und matt;
Es gelüstet sie, lieber Heinrich Heine,
Dermalen nach einer Ruhestatt.

Es gelüstet sie, lieber Henri Heine,
Nach einem Vollbad im deutschen Rhein;
Denn Deine unsittlich welsche Seine
Bedeckt kein schamhaft germanisches Bein.

In jenem Christnacht-Gedicht, da Niemand ihm Etwas schenkt, bescheert er sich selber einen Eichenstock für fünfzehn Sous.

Der sei's! Den wirft der Christ mir heuer zu!
Ein Wanderstab, ob einst — ein Bettelstab?
Gleichviel, hält er nur aus bis an das Grab ....

Dieser Wanderstab hat ihn, im Gegentheil, zu Glück und Ehren geführt; wenn es ihm freilich auch nicht vergönnt sein sollte, den Traum dauernder Heimkehr, mit welchem er einst sein kleines Hessenland verlassen hatte, verwirklicht zu sehen.

V.

Es ist Dingelstedt nicht leicht geworden, sich von der hessischen Heimath loszureißen, von den alten Freunden und den alten Erinnerungen, trotz des verzehrenden Durstes nach Neuem, welcher ihn forttrieb. Denn er war vor Allem ein Gemüthsmensch; und was er gefühlt, als er den heimathlichen Bergen Lebewohl sagte, das ließe sich aus seinen Schriften nachweisen, wenn es mir nicht durch Denjenigen ausdrücklich bestätigt worden wäre, welcher ihm an jenem Oktobertage des Jahres 1841 das letzte Geleite zur Post in Fulda gab. „Wie ich gegangen bin," heißt es in dem offenen Sendschreiben an Vogel, welches der „Salon" brachte, „mit wie schwerem Herzen, das weißt Du nicht; nur Diejenigen wissen es, die mir in jenen Stunden nahe waren, die über mir das Laub des letzten Herbstes fallen sahen und die letzten Schwalben mit mir davon ziehen." Nicht die liebevollen Vorwürfe, welche der Jugendfreund ihm machte, kränkten ihn, wenn sie gleich ihn wehmüthig stimmten. Aber nun schon begann jene Fluth von Schmähungen gegen ihn sich zu erheben, welchen er sein ganzes späteres Leben ausgesetzt gewesen und von denen er ein gut Theil gewiß selbst herausgefor=

dert, weniger vielleicht durch Das, was er gethan oder nicht gethan hat, als durch Das, was er geworden ist. Wer den Gang seiner Entwickelung bis hierher verfolgte, der wird zugestehen müssen, daß seine Natur mit all' ihren Fehlern und Widersprüchen offen vor der Welt und seinen Freunden lag; sie mögen sich in ihren Erwartungen getäuscht haben, er hat sie nicht getäuscht. Etwas Andres, als sie vermutheten oder gutheißen mochten, ward aus ihm; aber kein Andrer. Er ist unverändert derselbe gewesen und geblieben — in Rinteln und Marburg, in Kassel und Fulda, wie jetzt in Paris, und nachmals in Stuttgart, in München, in Weimar und Wien — von einer genialen Begabung unterstützt, nach Auszeichnung, nach Ehren strebend, immer höher hinauf, über Alle hinaus, die vormals seine Kameraden waren; vielfach rücksichtslos, aber niemals treulos, manchmal übermüthig, aber niemals unedel.

Aus seiner eigenen Heimath kamen die ersten Anklagen, schon damals, 1842: „ich hätte keinen Charakter, und ich wäre eigentlich doch nur ein selbstsüchtiger Lumpenkerl, an dem nichts Rechtes, als ein paar verjährte Gedichte.“ So ging es über ihn her, als er noch nicht einmal die sogenannte „Wandlung“ durchgemacht, sondern ein politischer Dichter und Zeitungscorrespondent in Paris war, wie mancher Andere, doch mit einem tieferen Heimathempfinden, als die Meisten. „Wie schwer ich gegangen bin und wie leicht man mich ziehen ließ: ich habe mir das Gelübde abgenommen, nur die lichten Erinnerungen an die Heimath wie liebe Sterne festzuhalten und alle Täuschungen, alle Kränkungen wolkenähnlich darunter

fortwallen zu sehen. Ich weiß wol, was Viele erwartet und heimlich gehofft haben, da ich fort war: ich sollte nun recht derb und rücksichtslos herfallen über das Verlassene, alle Bande abschneiden, alle Schiffe verbrennen hinter mir; ich sollte ihr Müthchen kühlen." Aber was immer Dingelstedt's Fehler gewesen, unnoble Gesinnung war nicht darunter; und so wenig der Flüchtling im „Hause des Verbannten" Zeter rufen will über Deutschland, so wenig findet sich in all' seinen Schriften auch nur eine einzige pietätlose Zeile über seine hessische Vergangenheit. Zahlreich dagegen sind die Stellen — und mehrere derselben habe ich ja mitgetheilt — in welchen noch nach zwanzig, nach dreißig Jahren Dingelstedt sich mit solcher Deutlichkeit und Wärme der Heimath erinnert, daß man sie nicht lesen kann, ohne davon ergriffen zu werden. „Deinen Zuruf zur Heimkehr," so schließt jener Salonbrief an den Freund, „beantworte ich, sobald es Zeit ist, durch die That. Uebrigens darfst Du glauben und alle mit Dir, daß ich nicht eine Stunde länger wandern würde, wüßte ich, daß das Vaterland mich vermißte und zurückwollte. Das klingt wie eine Phrase; mag man prüfen, ob sie hohl ist. Sobald ich weiß, was ich unter Euch soll, und daß ich dieses auch kann, sobald die Heimath mich verlangt, wann und wie es sei, bin ich da."

Doch sie hat ihn nicht verlangt, so wenig wie vor ihm den Dichter Ernst Koch, die Brüder Grimm und nach ihm die vielen ausgezeichneten Männer, die theils in andern deutschen Staaten, theils im fernen Amerika den vom Vaterland ihnen verweigerten Boden einer gedeihlichen

Thätigkeit suchen mußten — und unter welchen Schmerzen, das soll hier nicht wiederholt werden.

Aber ein Kurhesse vergißt sein Vaterland niemals; er trägt es mit sich im Herzen, auch heute noch, wo es gar kein Kurhessen mehr giebt. Lange, ja bis an sein Lebensende hat Dingelstedt sich mit dem Plane jenes Romans beschäftigt, zu welchem er in Kassel die erste Anregung empfangen hatte; der in der westphälischen Zeit spielen, den Namen „Sieben Jahre“ führen sollte, und aus welchem einzelne Abschnitte bereits im Unterhaltungsblatt zu Fr. Oetker's „Neuer Hessischen Zeitung“ im Jahre 1848 veröffentlicht wurden. Ich erinnere mich deutlich sie gelesen zu haben, und kann es, nach dem Eindruck, welcher mir geblieben ist, nur beklagen, daß Dingelstedt den Roman nicht vollendet hat, dessen Gegenstand etwas eigenthümlich Anziehendes für ihn haben mußte, da der Reiz des Heimathlichen in demselben verstärkt ward durch die Beimischung eines abenteuerlichen und selbst phantastischen Elements. Das feine Empfinden für Stimmung und Farbe, welches der lyrische Dichter auch auf die Erzählung übertrug; sein Humor und seine Grazie, sein geschichtlicher Sinn, verbunden mit einer leicht ironischen Weltbetrachtung, würden ihn ganz besonders befähigt haben, dieses „traumhafte Zwischenreich“ von sieben Jahren zu schildern, dessen letzte Spuren er in dem Kassel, wie er es kannte, noch gesehen hatte. Man weiß, daß Heinr. Koenig das, was Dingelstedt nur gewollt, in seinem Roman „König Jerôme's Carneval“, wirklich ausgeführt hat. „Ich habe,“ schreibt er an Oetker, „in dem Bruchstück von Dingelstedt's ‚Sieben Jahren‘ den alten Freund noch

ganz als den alten wiedergefunden. Dieselbe subjective Anschauung und Färbung, dieselbe Neigung, seine momentane Stimmung souverän über die Wahrheit der objectiven Welt zu erhalten! ... Unsere beiderseitige Darstellung ist aber so verschieden, daß es mich nicht abhalten würde, denselben Stoff zu behandeln, auch wenn seine Arbeit früher fertig würde." Dieß war nun freilich nicht der Fall; „die Napoleoniden traten wieder auf die Bühne und die Handschrift blieb im Pult", schrieb Dingelstedt an Oetker und Heinrich Koenig's Roman erschien 1855. Doch weder das Eine noch das Andere scheint der wahre Grund, weswegen die „Sieben Jahre" nicht vollendet wurden. Vielmehr, als der Dichter während der ersten Zeit seiner Wiener Bühnenleitung wieder zur Feder griff, um einen Roman zu schreiben, da waren seit der Conception jener hessischen Historie mehr als dreißig Jahre vergangen; andere Lebensaufgaben und Interessen beschäftigten ihn und statt der Kasseler Walpurgisnacht erhielten wir einen Künstlerroman: „Die Amazone". Doch ließ er den Gedanken an eine Wiederaufnahme des Gegenstandes niemals ganz fallen; und ich erinnere mich, daß er in den letzten Jahren, sowol brieflich als mündlich, mehrmals darauf zurückgekommen ist. Die Themata, welche beständig in unserer Correspondenz wiederkehrten, waren seine Memoiren, ein zweiter Theil der „Amazone" und „der hessische Roman".

Leider ist von alle Dem Nichts mehr zur Ausführung gekommen. Außer einigen Skizzen und Gedichten aus der allerfrühsten, und verschiedenen Aufsätzen, über hessische Zustände, wahrscheinlich aus der Fuldaer Zeit — sie sind

von fremder Hand, vielleicht seiner ehemaligen Gymnasiasten geschrieben und vom Dichter redigirt — hat sich, wie Fräulein Susanne von Dingelstedt mir mittheilt, im Nachlaß nur das Bruchstück der „Sieben Jahre" vorgefunden und die Hoffnung ist daher nicht ausgeschlossen, daß wir es aus demselben noch einmal erhalten. —

Aber nicht nur in einem historischen oder poetischen Sinne fuhr Dingelstedt fort, sich mit dem Hessenlande zu beschäftigen. Mehrfach regte sich die Sehnsucht, ward der Wunsch nach Heimkehr ausgesprochen, als er im Auftrage Cotta's noch immer reisend, von Paris nach London und von London nach Wien sich begeben hatte. Schon war der Orient in Aussicht genommen; da kam — 1844 — die Stuttgarter Berufung wie „die Erlösung vom Zwange des Handwerks", und Dingelstedt athmete „tief und frisch" auf. „Sobald die Heimath mich verlangt, wann und wie es sei, bin ich da," hatte er 1842 geschrieben. Die Heimath schwieg und er folgte dem Rufe nach Stuttgart. „In einer kurzen Stunde wußte der König mich auswendig," erzählt er in seinen „Münchener Bilderbogen". „Im Handumdrehen hatte er mir auf den Zahn gefühlt, meine Lebensgeschichte und mein politisches Glaubensbekenntniß abgehört, mich in französischer Sprache und Literatur examinirt, auch besonders scharf inquirirt, ob ich von meinem Landesherrn, dem Kurfürsten von Hessen, in Frieden und Ehren entlassen worden sei. Dann sagte er: „Die Stelle meines Bibliothekars ist offen; Ich würde mich freuen, wenn Sie sie annehmen wollten", und entzog sich meinem Dank mit den Worten: „Reden Sie mit meinem Staatssecretär das

Nähere ab." Alles verlief nach Wunsch; und nicht lange, so trat er aus dem Cabinet des Königs „als sein kleiner Clavigo" heraus. Wenige Monate später (11. November 1844) hatte er dem Freunde in Kassel zum „Hofrath zuvorkommend condolirt", weil dieser ihm nicht „gratulirte"; es sei nicht anders gegangen, schrieb er, er habe Hofrath werden müssen . . . „O Niemeyer*), o Theodor Hell!" fügte er in komischer Verzweiflung hinzu. An Vogel schrieb er um dieselbe Zeit: „Zu gratuliren brauchst Du mir nicht. Der Titel ist mir unlieb. Es freut mich nur wegen Jenny's und wegen meines Alten, dem solches Zeug noch Spaß macht." Mir aber scheint, daß er seines innersten Herzens wahre Meinung verrathen habe in den folgenden Zeilen einer seiner Novellen („Ein reicher Poet", S. 147), wo es heißt: „Hier schwindelte der Poet . . . Herr Hofrath! Ihm war es, als riefen ihm hundert Posaunen den köstlichen Titel unaufhörlich zu; er wußte nicht, sollte er lachen oder weinen vor Freude." Auch dachte die Welt im Allgemeinen nicht anders darüber. „Du bist," so schrieb Freiligrath nach Stuttgart, „Hofrath geworden; ich will niemals etwas Anderes werden, als Freiligrath." Bitterer war H. Heine:

Sie machen jetzt ein großes Geschrei
Von wegen Deiner Verhofrätherei,
Vom Seinestrand bis an die Elbe
Hör' ich seit Monden immer Dasselbe:

Die Fortschrittsbeine hätten sich
In Rückschrittsbeine verwandelt — o, sprich
Reitest Du wirklich auf schwäbischen Krebsen?
Aeugelst Du wirklich mit fürstlichen Kebsen?

---

*) Niemeyer, der Herausgeber des „Boten aus Kassel", war hessischer Hofrath.

Die letztere dieser Verunglimpfungen schmerzte Dingelstedt am Tiefsten. Denn er trug bereits in der Seele das Bild der ausgezeichneten und mit allem Reiz holder Jungfräulichkeit geschmückten Künstlerin, deren Bekanntschaft er in London gemacht hatte, als sie, während der Saison des Jahres 1842, in der Oper von Covent Garden mit ungeheurem Erfolge sang. Damals, in einem Briefe, noch an den „Salon", feiert er sie in den begeistertsten Ausdrücken, und fügt auch das erste Gedicht „an Jenny Lutzer" bei, welches — wie er mittheilt — ihr beim Abschied „in einem Kreise deutscher Freunde" überreicht ward. Fast unverändert findet es sich in der Sammlung seiner Gedichte, wo es unter den „Hausliedern" unmittelbar demjenigen an seine Mutter folgt:

Zieh' hin, du liebste aller Nachtigallen,
Von treuen Wünschen freundlich heimgeleitet,
Und laß dein Lied dort wiederum erschallen,
Wo du zuerst die Schwingen ausgebreitet.

Nun war er selber heimgekehrt und sie sollte sein Weib werden. „Aber schweige über mich, wie Du für mich geredet," schrieb er an seinen Freund Oetker. „Meine Eitelkeit ist geheilt. Ich fange an, stolz zu werden." Und nicht lange, so vereinte er sich der Auserwählten, deren Mädchennamen Jenny Lutzer noch über den Gedichten an sie steht, und mit welcher er in dreiunddreißigjähriger Ehe des reinsten Glücks genossen hat. Es thut wohl, bei der Betrachtung dieses lebenslangen Bundes zu verweilen, der — durch Nichts gestört oder getrübt — mit der ersten Begegnung im Jahre 1842 begann und gedauert hat, bis der Tod ihn im Jahre 1877 löste. Heilig

wie das Andenken an seine Mutter, war ihm die Liebe zu seiner Frau, an deren Seite nun, da er selber heimgegangen ist, er seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

„Als Freundin, als Braut, als Gattin war sie dem Angefeindeten und Geschmähten eine starke und treue Stütze," sagt Oetker. „Sie widerstand allen Verleumdungen und Angriffen; selbst als die freche Unwahrheit durch die Blätter ging, Dingelstedt heirathe die Stubenrauch, ward sie nicht irre, nicht wankend. Dafür pries sie der Freund in jedem Briefe aus vollem, überströmendem Herzen, und Jenny ihrerseits „betete ihren Franz an"; so versicherte sie mir noch nach langen Jahren mit leuchtenden Blicken."

Daß ein Mann, der durch Geist und Schönheit imponirte, wie Dingelstedt, Glück bei den Frauen gehabt und auch wol verstanden hat, es zu benutzen, ist nicht zu verwundern. „Weiber, Weiber, immer Weiber, Gott segne mir das Geschlecht!" Mit diesen Worten hatte er dem Freunde seinen Einzug in Stuttgart gemeldet. Er wußte, was „Feenhände" werth seien, als er das Bild der Gräfin in den „Deutschen Nächten in Paris" zeichnete. Auch hat er das Weib gekannt, wie nur Einer, und selbst in reiferen Jahren, als er die Reize der Lady in den „Eidgenossen" gar verführerisch schildert, deutsche Tugend nicht anders zu retten gewußt, als indem er sie tragisch enden läßt. Doch charakterisirt Hochachtung vor den Frauen und frühe schon ein gewisser häuslicher Sinn sein Leben und sein Dichten. „Wenn Ihr auf der Universität Euren Kneipen und Commersen entgegengingt," läßt er seinem Helden in „Unter der Erde" sagen, „höchstens einmal einer

hübschen Grisette am Brunnen oder bei der Kirchweih echt studentisch den Hof machtet, saß ich derweilen mit einem Gretchen, einem Klärchen, einem Riekchen in irgend einer Bohnenlaube und half Gurken einmachen oder Garn wickeln."

Darf ich hier, nach so langer Zeit, und da sie beide nicht mehr sind, das Bild erneuern, das sich weit, weit aus dem Nebelflor meiner eigenen Erinnerungen erhebt? „Auguste Dunker" — da steht der Name, so wie er vor der Widmung von Dingelstedt's erstem Buch „Frauenspiegel" steht. In jenen glücklichen Jahren ist man ja noch offenherzig! Er nennt ihren Namen „den, welchen ich unter allen am höchsten und theuersten halte"; und „durch Winternacht und Winterferne" — die Widmung ist am 17. Januar 1838 zu Kassel geschrieben — sendet er ihr seine sehnsuchtsvollen Grüße. Nicht nur das ihn noch ganz erfüllende Gefühl der Heimath, auch die Seligkeit erster Liebe bedeutet ihm damals die Weser; „ich möchte," schreibt er, „daß dieser Spiegel auf Dich einen ähnlichen Eindruck mache, wie einst auf uns Beide ein Blick in die klare blaue Fläche jener Wellen, die den Frieden und die beschränkte Stille unsrer heimathlichen Berge abspiegeln." Welcher Dichter hätte nicht, in der Morgenfrühe seines Lebens, einen ähnlichen Traum geträumt — von einem Haus an den Hügeln der Heimath, von unauflöslicher Verbindung mit der Geliebten der Jugend — und wie Wenigen ist er in Erfüllung gegangen! Lange bevor ich Dingelstedt gesehen habe, sah ich sie — mit einer Art von ehrfurchtsvoller Scheu, wenn sie aus dem elterlichen Haus in der Weserstraße zu Rinteln trat, eine hohe Gestalt,

den Kopf etwas geneigt, und immer einsam. Ich weiß die Zeit nicht anzugeben, wann sie nicht mehr da war; aber mir ist, ich sähe sie die stille Straße hinabschreiten und meinen Blicken entschwinden auf dem Blumenwall, unter welchem, leise rauschend, die Weser fließt —

Vor meinen Blicken schwebt ein Angesicht
Mit feinen Zügen, bleich und schmerzlich milde,
Dem Monde gleich, der durch das Nachtgefilde
Mit den verweinten Strahlen-Augen bricht.

Spät, wenn der Schlaf mein müdes Haupt umflicht,
Dann drängt sich's stumm in meine Traumgebilde,
Daß in mein Herz, das heiß bewegte, wilde,
Ein jähes Weh mit tausend Dornen sticht.

Das blasse Antlitz hat mir's angethan
Mit seinen Augen, die wie Sterne glimmen,
Mit seinen Lippen, die Korallen scheinen.

Ich schau' es lang und immer länger an;
Dann scheint's im Dunkel mälig zu verschwimmen
Und ich muß weinen, laut und innig weinen.

So besang sie damals Dingelstedt im „Frauenspiegel". Das Sonett ist nicht in die Gesammtausgabe übergegangen; doch auch in dieser ist die Spur der ersten Liebe keineswegs verwischt und immer noch, durch die fünf ersten Cyclen der „lyrischen Dichtungen", wandelt ihr schöner Schatten. Wer weiß, wer sagt es jetzt noch, was sie getrennt? Einmal heißt es:

Ich hab' aus ferner Heimath
Ein Märlein heut gehört —

— — — — — — — — —

Mein Lieb hat sich versprochen,
Ist eine frohe Braut.

Dingelstedt hat das „Märlein“ gewiß selbst nicht geglaubt. Aber was frommt es heute, nach der Wahrheit zu forschen? Verlassen zu werden, war das Loos mancher Frau, die von einem Dichter geliebt worden. „Du gabst Dich mir und mit mir dem Geschicke.“ Wenn die Herzen auseinandergehen, ist es besser, daß auch die Wege sich trennen.

Daß ich Dich täuschte, nein, Du wirst's nicht sagen.
Nur dieß nicht, sage sonst, was Dir gefalle.
Kehr' in Dich, wag' Dein Innerstes zu fragen,
Mein ist die Schuld, doch ist sie es nicht alle!

Und leidet nicht auch er, bitter, bitterlich?

Du kannst nicht klagen, daß ich Dich vergessen,
Sieh her in meines Herzens offne Wunden:
So viele Stunden, als ich Dich besessen,
So viele Narben werden d'rin gefunden.

Und als der Schmerz in ihm sich ausgetobt und als er wieder, ein Fremder, in die Heimath kommt nach Jahren und auf den Hügel über der Weser, auf welchem er „als Knabe und Jüngling“ gesessen und alle die Stellen erblickt, an welchen er glücklich gewesen, da klingt es aus seiner Seele, leis und wehmüthig:

Hier sitz' ich als Mann da, spähe umher,
Ich horche hinauf und hernieder —
Die holden Gesänge, sie kommen nicht mehr,
Die goldenen Träume nicht wieder.

Ja, noch durch die sinnlich-glühenden Verse des Londoner „Romans“ zittert wunderbar ergreifend die Sehnsucht nach der Verlorenen —

Schön war sie, meine Bajadere,
Schön wie die Nacht, nicht wie der Tag,
Wenn sie, im Auge eine Zähre,
An meiner Brust gewährend lag;
Und doch: war schöner denn nicht Jene,
Die, göttlicher Verehrung werth,
Im Auge eine andre Thräne,
Sich zürnend von mir abgekehrt?

Dieß ist das Letzte, was wir von ihr hören. Aber wer möchte sagen, daß der Mann, der plötzlich die geisterhafte Warnung der todten Mutter vernimmt und das bleiche Antlitz der Jugendgeliebten erblickt:

Wo bei dem Sonnenglanz von hundert Lüstern
Nächtliche Wünsche durcheinander flüstern,
— — — — — — — — — — — — —
Wo Fächer reden, wenn die Lippen schweigen,
Wo statt der Uhr die Augen Stunden zeigen,
Wo sich die Füße drücken statt der Hände,
Wo — doch wer fände hier ein Ziel, ein Ende? —

daß der Mann, sag' ich, in der heißen Zone der Leidenschaft Befriedigung finde, wenn er auch ihrem Zauber unterliegt? „Ein platonischer Don-Juan!" Der Ausdruck ist von Dingelstedt, und auch dieses Wort, welches, in dem andern obgenannten Roman, Felix an Eckart schreibt: „Jetzt verstehe ich erst, was Du sagen wolltest, wenn Du einst, Deinen Knaben auf den Knieen, ... zu mir sprachst: „Das Beste kennst Du noch nicht!" Nein, mein Getreuer, ich kannte es nicht, allein ein guter Engel ließ es mich finden, ich weiß nun, was eine Zukunft in Liebe und Familie und seliger Beschränkung bedeutet." Und wer vernähme in dem hinreißend schönen Schluß-

capitel der „Amazone“, wo die Künstlernaturen Roland und Seraphine sich endlich finden, nicht den Jubel von Dingelstedt's eignem Herzen, welches nach fünfundzwanzig Jahren noch die ganze Seligkeit des Momentes fühlt, in welchen Jenny Lutzer, den Triumphen des Covent Garden und Kärntnerthor-Theaters entsagend, die Seine ward?

Wenn etwas für den Charakter und das Gemüth meines dahingeschiedenen Freundes Franz Dingelstedt spricht, so war es sein Familiensinn und sein Familienleben. Wie einst an der Mutter und der Schwester, so hing er nun an der Frau und den Kindern; und auch wer ihn niemals in dem Kreise der Seinen gesehen hat, kann sich ein Bild von der Innigkeit des Verhältnisses machen, wenn er in Dingelstedt's Gedichten den Abschnitt „Hauslieder“ nachlesen will. Sie sind voll der rührendsten Zeugnisse seines Glückes, wie seiner Dankbarkeit.

Mein treues Weib! Ihr, holde Gaben
Der Liebe, kleines Kleeblatt Du,
Ein Töchterlein, zwei frische Knaben,
Wie zärtlich schlägt mein Herz Euch zu!

Bald kam ein zweites Töchterchen, Susanne, welchem er viele Jahre später, als sie von den Kindern allein noch zu Hause war, die Verse widmet, in denen er auf die Frage, warum denn gerade ihr „das Aschenbrödel-Loos“ zugefallen? antwortet:

Damit Dein Vater inne werde,
Der überall zu zweifeln liebt,
Daß es hienieden auf der Erde
Schon Engel aus dem Himmel gibt.

Der Aelteren, Gabriele, sagt er, als in seinem braunen Haare die erste Silberlocke sich zeigt:

Und wer mit Ehren wurde grau,
Darf auch in alten Tagen
Den Kopf vor aller Welt zur Schau
Und hoch erhoben tragen.
Du aber nimm die Scheer' und schneid'
Dir ab dies weiße Fädchen;
Als Einschlag für mein Sterbekleid
Bewahr' es, liebes Mädchen!

Noch aber lag dieser Tag in weiter Ferne, die Sonne stand hoch am Himmel seines Lebens und die Welt war in Bewegung, als Dingelstedt, am 14. Mai 1848, aus Stuttgart seinem Freund Oetker nach Kassel schrieb: „Du bist auf richtigem Wege, Hessens Cremieux zu werden; die fehlende Beschneidung wird keinen großen Unterschied machen .... Mein Herz ist mehr mit Euch, als mit den Bewegungen in nächster Nähe, deren Führer und Zwecke mir gleich fremd sind. Ich hätte jetzt in Kassel sein sollen, Dir die Stimme leihen, mit einem Jordanlied an die Spitze treten ... Findest Du in Eurem Neubau eine Stelle für mich, so rufe. Ich danke hier ab, wenn Du mir nur eine Wahl in die dortige Kammer sicherst ... Die Wahrheit ist, daß ich fortmuß. ... Sag' es doch einmal in der Kölner, Deutschen, Frankfurter, Augsburger Zeitung, was Du dem Morgenblatt in's Ohr geflüstert hast: wir möchten den Dingelstedt wiederhaben! ... Lebewohl Cremieux; Dein (Lamartine) lahmer Martin."

Daß Dingelstedt in der That ernsthaft an eine par=

lamentarische Carrière dachte, geht aus einem etwas späteren Brief an Vogel hervor. „Hast Du," schreibt er ihm, „wie Andeutungen in Deinem Schmalkalder Brief mich schließen lassen, wirklich freundliches Andenken für mich in Hessen gefunden, so unterhalte mir das. Vielleicht wäre es seiner Zeit stark genug, um meine Wahl nach Frankfurt dort durchzusetzen. Ich gehe gleich, ja ich trete bei einiger Aussicht auf Erfolg als Bewerber auf."

Um diese Zeit war es, daß Oetker's Name mir zuerst in's Ohr schallte: buchstäblich; denn in allen Städten und Dörfern Schaumburgs ward er genannt. Ich war damals Secundaner in Rinteln; aber ich erinnere mich noch gut, wie Wählerversammlungen abgehalten wurden, aus denen der Müllerssohn von Rehren als Deputirter des Kreises hervorging; und wie derselbe so populär war, daß wir sogar unter dem Rufe: „Oetjer hoch!" den mißliebigen Beamten die Fenster einwarfen. Vierunddreißig Jahre lang, in der That — nur mit der neunjährigen Unterbrechung seines Exils, 1850 bis 1859 — bis an seinen Tod ist er der Vertreter der Grafschaft Schaumburg gewesen; und sein Nachfolger im deutschen Reichstag ist nun ein anderer wackerer Freund, der Senator Hermann Schläger aus Hannover geworden, dem ich eine gleiche Popularität in unserem Ländchen, wie sein Vorgänger sie besessen, wünsche, wenn ich ihm auch freilich nicht versprechen kann, in seinem Namen noch einmal die Fenster einzuwerfen.

VI.

Indessen schien die Sache der Freiheit in Kurhessen einen besseren Fortgang zu nehmen, als die des Hofraths Dingelstedt in Stuttgart. Zwar war er zum Legationsrath befördert worden und hatte zu seiner ursprünglichen Function auch noch die Stellung eines Dramaturgen am Hoftheater erhalten. Aber die Spannung, welche durch die politischen Gegensätze hervorgebracht wurde, machte sich bald in peinlicher Weise für ihn fühlbar. Die Radicalen, welche ihm sein Verhältniß zum Hofe niemals verziehen haben, hörten nicht auf, ihn mit ihren groben Angriffen zu verfolgen, und nannten ihn einen Abtrünnigen, als ob er jemals einer der Ihrigen gewesen wäre. Für den Hof wiederum genügte der leiseste Anlaß, um den Heine'schen Vers in Erinnerung zu bringen:

Der Cassius liest dem Tyrannen vor!

Die Wahrheit ist, daß Dingelstedt den politischen Idealen seiner Jugend niemals untreu geworden, und daß, während er in der endlichen Einigung unsres Volkes sie verwirklicht sah, Jene, die ewig Unbefriedigten, auch nach 1871 noch abseits im Schmollwinkel standen. Freilich war der Liberalismus Dingelstedt's niemals der der Barri=

cade; und was man ihm in jener Zeit auch vorgeworfen haben mag, sein Streben nach Hofgunst, seinen Hochmuth und seinen Abfall: die nachfolgenden Worte des unzweifelhaftesten der Liberalen, Friedrich Oetker's, geben ein vollgültiges Zeugniß für den Freund und meine Auffassung der Situation: „Auf der einen Seite traute man ihm nicht, auf der andern erregte es schon Unwillen, wenn er seine Pflicht als Bürgerwehrmann erfüllte.“ — Dingelstedt als Bürgergardist, das ist fast so gut, wie das frühere: Dingelstedt als Pfarrer!

Doch hatte der nachmalige Freiherr und Director des Burgtheaters den Fuß nun auf der Leiter; und wol mochte sein „treues, tapferes Weib“, als einige Jahre später der Ruf nach München erging, unter einem Thränenstrome schluchzend, aufschreien: „Gott sei gelobt! — Hab' ich nicht gesagt, mein Franz, daß Deine Zeit kommen wird?“ „Jedes Herrschen ist ein angenehmes, ein berauschendes Gefühl,“ sagt er einmal in einer seiner Novellen, und seiner versatilen Natur war vor Allem dieses Bedürfniß angeboren; was die Literatur ihm vielleicht versagt, ja — was sie zu gewähren überhaupt nicht einmal im Stande, das verhieß ihm das Theater. Alles wies ihn darauf hin. Noch nicht lange, so hatte seine Gemahlin die größten Bühnentriumphe gefeiert; von der Bühne herab ward sie die Seine. Sogleich nach ihrer Verheirathung schied sie, 1845, von den Brettern; doch nicht für immer und ihr zu Ehren ward in Wien eine Medaille geschlagen. Sie war eine treffliche Hausfrau, besaß, wie Dingelstedt von ihr sagt, einen sehr klaren Verstand, die scharfsinnigste Welt- und Menschenkenntniß,

aber auch das heißblütige Künstlertemperament. Zu Anfang des Jahres 1848 erschien sie noch einmal auf dem Theater, und erntete neuen Ruhm, Lorbeern und Gold. Dingelstedt begleitete sie. „Ich mache keine Verse mehr und keine Prosa," schrieb er an Oetker — „schade um das hübsche Talent, das mir in drei Jahren so viel abwarf, wie meine Frau in drei Abenden ersingt." In Wien waren sie sechs Wochen gewesen. „Ich schwamm einmal wieder in meinem Elemente, wieder oben auf, getragen von einer großen Stadt, gehätschelt von ordentlichen Leuten, mit meiner wackeren Frau und durch sie populär geworden. Es war eine göttliche Zeit .... Das Geschäft geht gut, vortrefflich sogar. Wien ist über alles Erwarten eingeschlagen, Prag, Dresden, Frankfurt ꝛc. drängen schon mit Einladungen heran .... Vielleicht finde ich auf den neuen Irrfahrten einen Hafen, der mir besser zusagt als Stuttgart. Wien? Da ist's für unser einen noch nicht Zeit. Berlin? Wollen sehen! Ich fange an, zu begreifen, daß Jenny und ich eigentlich nur in einer dieser beiden Städte leben können."

Aber aus all' diesen weitgreifenden Plänen ward Nichts; die Märztage traten in den Weg.

Oetker's politische Freunde bildeten ein liberales Ministerium, er selbst ward eines der führenden Mitglieder seiner Partei in der zweiten Kammer, und wenn sein Erbübel, chronische Heiserkeit, ihn hinderte zu sprechen, so übte er eine desto größere Wirksamkeit in den Kommissionen und durch die Feder aus. Oetker ist der eigentliche Begründer der liberalen Publicistik in seinem Vaterlande; nach dem verfrühten und mißlungenen Versuch der

„Kurhessischen Allgemeinen Landeszeitung" von 1837, war die „Neue Hessische Zeitung", deren Probenummer am 15. März 1848 erschien, das erste unabhängige politische Blatt, welches sich lebenskräftig erwies und nach mannigfachen Wandlungen in der „Hessischen Morgenzeitung" noch heute fortlebt. Jetzt war Oetker im vollen Fahrwasser einer erfolgreichen Thätigkeit, und Dingelstedt hätte sich gar zu gern daran betheiligt. Am 1. Juli desselben Jahres schrieb er dem Freunde: „Reiß drei Tage für mich heraus, komme nach Stuttgart! Es ist der erste Sommer, welchen ich in dem Dampfkessel verseufze; der erste und, gefällt's Gott, der letzte. . . . Sehen möcht' ich, müßt' ich Dich. Ich bin sick at my heart and utterly disgusted. Vielleicht gibst Du mir das Lächerlichste, was ein Mensch dem anderen geben kann — einen guten Rath."

Oetker folgte dem Rufe. Die Freunde verlebten ein paar köstliche Tage in Cannstatt, auf Schloß Lichtenstein, in Heilbronn.

Der Erinnerung an diese Zeit glücklichen Beisammenseins hat Dingelstedt eine seiner muntersten Humoresken „Ein Tag in Heilbronn" (Wanderbuch, Werke V, 271) gewidmet. „Um das Rhinozeros zu sehen, beschloß ich nach Heilbronn zu gehen," beginnt er, Gellert's Fabel parodirend. Das Rhinozeros war nämlich ein See-Tiger, der — wie große Anschlagzettel auch den Stuttgartern verkündigten — in Heilbronn zu sehen sein sollte. „Daneben hatte ich noch einen andern Grund," fährt Dingelstedt fort, „der mich zu der Fahrt nach Heilbronn nöthigte, einen nützlichen neben dem schönen. Ein hessischer Löwe, welcher mich in meiner schwäbischen Villeggiatur zu Cann-

statt besucht, eilte heim, und diesem gab ich bis Heilbronn ein höfliches Geleite. Nicht ein solcher hessischer Löwe, wie er auf den seligen guten Groschen stand, die mir allmonatlich — ach! in sehr beschränkter Anzahl — der Gymnasialdiener brachte, auch kein solcher hessischer Löwe, wie er auf meinen ministeriellen Verweisen und Disciplinarstrafen ein gestempeltes Maul gegen mich aufriß; nein, weder ein Felis leo argenteus, noch ein Felis leo zopfatus, sondern ein echter Löwe, ein Lion von Kassel, Felis leo politico-litterarius, war es, der mich überrascht hatte; der Führer der Linken in der hessischen Kammer und Redacteur der Neuen Hessischen Zeitung, mein guter, alter Jugendfreund, Fritz Oetker, eben „aufgelöst" aus dem Ständehause kommend und kaum an meinem trostreichen Herzen nothdürftig wieder etwas gesammelt. Selbigen Löwen zu meiner äußersten Linken (dahin gehört er) und meine Frau am rechten Arm, das Bildniß des See-Tigers vor Augen und im Herzen, bestieg ich bei einer Hitze von 25° R im Schatten den Eisenbahnwagen."

Wie Dingelstedt Frau und Freund, die weniger für wilde Thiere eingenommen waren, als er, im Wirthshaus ließ, um allein das Wunder der Natur aufzusuchen; und wie er, statt des erhofften Anblickes, nur einen Engländer findet, der, mit eingeseiftem Gesichte, sich zu rasiren eben im Begriff ist — der See-Tiger, welcher übrigens nur ein gemeiner Seehund gewesen sein soll, war Tags zuvor, Schulden halber, aus dem Quartier ausgerückt — das Alles muß man im Buche selber nachlesen. Es ist in seiner Art nicht minder ergötzlich, als die Geschichte von der „Boa Constrictor" (in demselben Bande, S. 31),

welche, mitten im Winter und in einer hessischen Berggegend einmal eine ganze Dorfschaft in Aufruhr versetzt und, nachdem sie mit Knütteln erschlagen, mit Heugabeln zerrissen und vom Forstläufer noch obendrein erschossen worden war, sich als — eine Boa erwies, einen unschuldigen „um den Hals zu schlingenden dicken Pelz" (siehe: Sanders, Fremdwörterbuch), wie die Damen ihn damals trugen und in kleinen Städten vielleicht heute noch tragen. Besagte Boa war aus dem Wagen gefallen, in welchem ein junges Paar seine Hochzeitsreise machte; und „zween kurhessische Referendarien haben nachmals actenmäßig eine Streitfrage daraus gemacht, ob die Ehefrau an den Mördern ihrer Riesenschlange einen Anspruch auf Schadenersatz habe oder nicht?"

Dieses Schwankes aus der Jugendzeit mochten die Freunde wol gedenken, als sie, heiter und lachend, in der alten, ehemals reichsunmittelbaren Stadt eine Reihe schöner Tage beschlossen, wie sie solche zusammen nicht mehr erleben sollten. Am andern Morgen geleitete Dingelstedt den Freund an das Neckardampfschiff. Hier wartete seiner eine Scene, die ihn trübe stimmte; solch' eine, wie Freiligrath sie geschildert:

Ich kann den Blick nicht von Euch wenden,
Ich muß Euch anschau'n immerdar,
Wie reicht Ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer Eure Habe dar!

Auswandrer aus dem Schwarzwald waren's — Männer und Frauen und Kinder und Greise, für welche die Heimath keinen Platz mehr hatte — und mitten unter ihnen saß Friedrich Oetker — er selber in zwei Jahren ein Aus-

wanderer und Heimathloser! „Fahr' wohl," ruft der Zurückbleibende ihm nach, „Du mein alter, treuer, trauter Freund! Dafür, daß Du einen Strahl kindlicher, kindischer Lust mir wiedergebracht hast in das kühl und grau werdende Leben, den Nachschimmer glücklicher Jugend und ferner Heimath, dafür sei herzlich bedankt! Fahr' wohl, und grüß' mir mein Hessen, unser Marburg, Dein Kassel!" ....

Es war, auch für Oetker, ein letzter Sonnenblick vor dem heraufziehenden Gewitter. Langsam umfinsterte sich der Horizont. Jener unselige Hader zwischen Fürst und Volk begann, welcher sich durch länger als ein Jahrzehnt fortschleppend, das hartgeprüfte Land bis an den Rand der Verzweiflung gebracht und viele seiner besten Männer für immer daraus vertrieben hat. Was Oetker während dieser schweren Zeit seinem Vaterlande gewesen, wie er selber darunter gelitten, wie er seine gesicherte Stellung, seine Zukunft und sein behagliches Heim geopfert und immerfort kränkelnd, aber immerfort auch den Blick auf sein fernes Hessen gerichtet, das Exil mit Standhaftigkeit und der festen Zuversicht auf endlichen Sieg getragen — das Alles soll hier nicht erzählt werden. Genug, daß zwei Jahre nach jenem Besuch in Stuttgart die Bundesexecution in Kassel war und „Hessens Cremieux" auf der Flucht, ohne zu wissen wohin? Dingelstedt wies auf Paris hin. „Mach's wie ich," schrieb er; „ich schoß mich auch aus der Pistole, kam mit dem Nachtwächterhorn und 125 Franken nach Paris, litt furchtbar an Heimweh, pumpte Heinrich Heine an, welcher mich noch für keinen deutschen Dichter hält, weil ich ihn wiederbezahlte —

mach's wie ich!" Es muß wol ein eigenthümliches Zusammentreffen genannt werden, daß um diese Zeit (11. October 1850) die für Kurhessen verhängnißvolle Konferenz des Kaisers von Oesterreich mit den Königen von Bayern und Würtemberg stattfand und daß es der letztere, Dingelstedt's „Allergnädigster" war, der den Trinkspruch des Kaisers erwidernd, die Versicherung gab: „ein alter Soldat macht nicht viel Worte, aber er folgt seinem Kaiser, wohin es auch sei!" Von Kassel, in welchem nun Hassenpflug dominirte, konnte fortan keine Rede mehr sein, und zum Glück für Dingelstedt; denn jetzt, am 20. October 1850, kam jener Brief seines alten Freundes Kolb aus Stuttgart, mit welchem er seine „Münchener Bilderbogen" eröffnet und welchem in der That sehr bald seine Berufung durch König Max folgte. Schon „auf dem Bureau und unter hundert Störungen" war Dingelstedt es nun, der dem heimathlosen Freunde ein Asyl bot. „Mit allerlei Verlockungen", wie sich Oetker ausdrückt, lud er ihn nach München. „Schenke mir drei Tage, mir ein Gewinn, Dir kein Verlust! ... Schreib, wann Du kommst! Frankire nicht; ich bin postfrei; eine Freiheit muß der Mensch haben." Melancholisch fügt Oetker hinzu: „Der Freund schien übersehen zu haben, daß im Vaterlande der „Strafbayern" *) keine Ruhestätte für mich zu finden war."

Der folgende Brief, vom December 1851, traf den Flüchtling schon auf der Insel Helgoland, wo derselbe —

*) So nannte man in Hessen die Bundesexecutionstruppen, welche großentheils aus Bayern bestanden.

mit der Welt nur während der Sommermonate in einigem Verkehr — drei Jahre verlebte. Dorthin schrieb ihm Dingelstedt aus München: „Ich bin im Hafen; um so weher thut's mir, den alten Freund verschlagen und schiffbrüchig auf der unwirthbaren, winterlichen Düne zu sehen.... Sitzen bleiben kannst Du natürlich nicht.... Mit dem nächsten Schiff gehst Du ab und dann auf kürzestem Wege nach Paris!... Paris, immer Paris!... Paris, mit der geistathmenden Spannung, die Stadt der Städte, trägt Dich, wie Jeden, der was ist.... Gib uns Deine Memoiren, ein Stück Geschichte, ein Menschenleben, das Du einsiedelnd in Paris trefflich schreiben kannst.... Vor allen Dingen geh' aus Dir heraus. Wenn Du keine Penelope findest, such' Dir eine Kalypso, da hast Du keine Freier umzubringen!.... Gott, ist das lächerlich! ich muß, oder soll oder will Dir guten Rath geben!.... Mir geht's gut, über Erwartung gut, meinetwegen über Verdienst gut! Drei prächtige Kinder,*) eine Stellung, nach außen glänzend, nach innen mühselig, aber fruchtbar — ein herrliches Weib — Wirf einen Polycratesring für mich in die Nordsee.... Dann fort!"

Hier in Helgoland war es, daß ich, im August und September 1852, meinen Schaumburger Landsmann, Friedrich Oetker, zum erstenmale gesehen — ich damals Student im vierten Semester, einundzwanzigjährig, berauscht, kann ich sagen, von der See; er krank, einsam, ermüdet von den Kämpfen, ohne viel Hoffnung auf die Zukunft, und,

*) Gabriele (jetzt Frau von Preschern-Heldenfeldt in Triest), Franz und Wilhelm; die jüngere Tochter Susanne und Ernst waren noch nicht geboren.

obwol noch nicht mehr als 43 Jahre, doch schon mit den Spuren frühen Alterns. Ich erinnere mich noch ganz deutlich des kleinen Fischerhauses im Oberlande, der engen Gasse, des Gärtchens, der grünen Fensterläden, des niedrigen Stübchens und des Alkovens, in welchem Oetker lag. Es war ein eigenthümlicher Seegeruch in dem Zimmer, von Muscheln, Seesternen und Seegewächsen, welche trocknend auf der Commode lagen und mit welchen Oetker sich gern beschäftigte. Wie man sich aus einer so weiten Entfernung als ein ganz Andrer, fast Fremder vorkommt, so sah ich mich wieder in jene Zeit versetzt, als ich im zweiten Bande von Oetker's „Lebenserinnerungen" über diesen meinen ersten Besuch bei ihm las: „An der Entwickelung Rodenberg's nahm ich seit 1848 lebhaften Antheil; er brachte mir dafür seinen Dank und war mit heiterer Jugendfrische und Lebendigkeit eine willkommene Erscheinung in meiner Einsamkeit." — Mich freilich berührte der Anblick meines leidenden Landsmannes anders, wie ich aus einigen Stellen meines damaligen Tagebuches ersehe. Den 2. September 1852 schrieb ich: „Oetker, der arme Dulder bleibt; er liegt auf dem Krankenlager und denkt an die vergangenen Tage der Macht und des Einflusses; dann zuckt wol ein flüchtiges Lächeln über sein abgemagertes, bleiches Gesicht — — ein Lächeln wie Abendroth, dem eine lange, tiefe Nacht folgt. Gestern Abend bin ich wieder bei ihm gewesen und habe ihm neue Bücher gebracht .... Er war sehr erfreut mit mir und wir plauderten in der traulichen Abenddämmerung lange von unserm unglücklichen Vaterlande und unserer glücklichen Heimath, von der Weser, von Rinteln." Es that

mir unaussprechlich weh, zu denken, daß ich ihn hier, in der unwirthlichen Fremde zurücklassen sollte. „Der Einzige, von dem ich mit bewegtem Herzen geschieden bin," schrieb ich unter dem 5. September, „ist Oetker, bei dem ich noch ein ruhiges Dämmerstündchen verbracht habe. Als er mir die magere Hand zum Abschied reichte, ging mir ein Schmerz durch die Brust; das war gewiß ein Lebewohl auf Ewig. Rührend und erschütternd war es für mich, wenn er von den Tagen seiner Macht und seines Glanzes sprach. Dann leuchtete das erlöschende Auge in seltener Helligkeit auf, und hernach sank die Duldergestalt erschöpft in die Kissen zurück. Allein, fern von der Heimath und allen Freunden, gefesselt an den einsamen Felsen, ewig gequält von dem Schmerz seiner Krankheit — ist er nicht der Prometheus von Helgoland?"

Man verzeihe dem Jugendlichen solche Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks, an welchem ich jetzt, nach so vielen Jahren, zu ändern nicht das Herz habe. Doch er entsprach wol meiner damaligen Empfindung. Oft, in dem darauffolgenden Winter, wenn der Sturm Nachts um meine hochgelegene Marburger Studentenwohnung pfiff, gedachte ich wehmüthig des fernen Landsmanns auf seiner Felseninsel mitten in der eisigen Nordsee; und daß ich mich nicht gänzlich getäuscht, geht aus den folgenden Worten in seinen „Lebenserinnerungen" hervor: „Es war ein eigenthümliches, ja wahrhaft erdrückendes Gefühl, das mich ergriff, als die letzten Badegäste und das letzte Dampfschiff davon fuhren. Indessen, ich hatte keine Wahl, und so ergab ich mich in mein Geschick."

Sechs Jahre hatte die freiwillige Verbannung Oet-

ker's gedauert, welcher den Aufenthalt in der Fremde der Verfolgung im Vaterlande vorzog. Von Helgoland war er im Jahre 1854 nach Belgien übergesiedelt, wo er namentlich in den Führern der vlamischen Bewegung treue Freunde fand und wo sein Name noch heut in gutem Andenken lebt. Wie in seinem Buch über Helgoland (1855), hat er in seinen „Belgischen Studien" (1876) die gewährte Gastfreundschaft schön vergolten. Während all dieser Zeit hatte der Prozeß geschwebt, welchen man in Hessen einst „wegen Steuerverweigerung und Erregung von Mißvergnügen" gegen ihn angestrengt. Im Jahre 1856 war ein Erkenntniß auf 1½ jährige Festungshaft ergangen, gegen welches Oetker den Einwand der Verjährung erhob. Nicht lange darauf trat endlich eine günstige Wendung seines Geschickes ein: wegen der Steuerverweigerung ward allgemeine Amnestie bewilligt und die andere Anklage ließ man fallen, so daß, wenn ihm die Genugthuung einer förmlichen Freisprechung versagt ward, doch seiner Heimkehr kein factisches Hinderniß mehr im Wege stand. Indessen verweigerte man ihm die Wiedereinsetzung in seine Anwaltschaft, welche wirklich erst 1866, nach der Besetzung Hessens durch Preußen erfolgte; und wiewol Oetker nun Kassel mehrfach besuchte, hat er sich zu dauerndem Verweilen doch noch lange nicht entschließen können. Erst das Jahr 1859 gab ihn dem Vaterlande wieder, als der beginnende sogenannte zweite Verfassungskampf den alten, ungebeugten Streiter zurückrief und der in Eisenach begründete Nationalverein, zu dessen Propagirung in Hessen Oetker das Meiste gethan hat, dem deutschen Patrioten neue, weite Ausblicke eröffnete.

Nun sollten Oetker's beste Tage kommen: die von 1859 und mehr noch die von 1866. „Hätten meine Ansichten und Rathschläge Gehör gefunden," sagt er im Vorwort zum ersten Bande seiner „Lebenserinnerungen" (S. VIII), so wäre Kurhessen ein Bundesland wie andre Kleinstaaten geworden; denn es hätte dann kein Krieg zwischen Preußen und dem Kurfürsten entstehen können. Ob das ein Glück für Hessen gewesen wäre oder nicht, ist jetzt eine müßige Frage; mit Zuversicht läßt sich jedoch behaupten, daß allerdings manches Unheil unterblieben wäre, was nach der Einverleibung von mehreren Seiten . . . . über das Land gekommen ist." Doch als das Verhängniß sich nun einmal erfüllte, da war ein Augenblick, wo nach der Gefangennahme des letzten Kurfürsten und der allgemeinen Rathlosigkeit in Kassel das Schicksal Kurhessens buchstäblich in Oetker's Hand lag; wo er auf dem Fuße der gleichberechtigten Macht mit Berlin verhandelte und in zahlreichen Conferenzen mit Bismarck seinem Vaterlande ein gewisses Maß provinzieller Selbständigkeit und Selbstverwaltung erhielt. „Die Wahrheit ist," sagt er an der genannten Stelle, „daß ich die deutsche Frage stets hoch über die hessischen Angelegenheiten gestellt habe, namentlich auch im Herbst 1859 und im Frühling 1862, was nicht Viele in Kassel von sich behaupten können; daß ich aber auf der andern Seite rastlos bemüht gewesen bin, 1866 des Guten in Hessen so viel wie möglich zu retten, was wiederum nicht Jeder von sich sagen kann."

Nachmals, in den preußischen Landtagen und im deutschen Reichstag ist Oetker persönlich nicht sehr hervor-

getreten, was zum Theil wol an seinem körperlichen Gebrechen lag; vergingen doch oft Monate, in denen er, von Krankheit verhindert, gar nicht einmal in den Sitzungen erscheinen konnte. Doch war er bis zuletzt ein angesehenes und hochgeachtetes Mitglied seiner Partei, der nationalliberalen, die seinen Rath und seine Erfahrung vielfach in Anspruch nahmen; ebenso wie seine hessischen Landsleute sich oft um Belehrung oder Befürwortung an ihn wandten, und gewiß niemals vergebens.

VII.

Um die Zeit, da Friedrich Oetker nach langer Abwesenheit zuerst wieder die Heimath betrat (1857), hatte sich auch im Leben des Freundes abermals eine Wandlung vollzogen. Dingelstedt nennt seine Münchener Jahre die glücklichsten seines Lebens. „Solche Freunde und solche Freuden, so fröhlichen Krieg, so berauschenden Sieg: ich finde sie nimmer und nimmermehr," ruft er am Schlusse seiner „Münchener Bilderbogen" aus. Doch die künstlerischen Triumphe, welche mit dem Münchener Gesammtgastspiel ihren Gipfel erreicht, sollten mit einem jähen, unaufhaltbaren Sturz enden, dessen letzten Grund Dingelstedt in einem Bündniß des Altbaierntums mit dem Ultramontanismus sieht. Aus seiner Matratzengruft hatte Heinrich Heine, schon ein Sterbender, sich noch einmal vernehmen lassen. Er hatte niemals, trotz aller Neckereien und Bosheiten aufgehört, sich für Dingelstedt zu interessiren, welchem er einst in einem Brief an Campe, 1841, „viel Zukunft" prophezeit.

Nun, im „Romancero" sang er:

Mißgelaunt, sagt man, verließ er
Stuttgart an dem Neckarstrand,
Und zu München an der Isar
Ward er Schauspiel-Intendant

— — — — — — — — —

Doch der arme Intendante,
Heißt es, gehe dort herum
Melancholisch wie ein Dante,
Wie Lord Byron gloomy, stumm.

Der Grund davon, meint Heine, sei wol, daß Monacho Monachorum „der Sitz der virorum obscurorum, die verherrlicht Hutten's Witz." Und er fährt fort:

Wie Du zuckst beim Namen Hutten!
Ex-Nachtwächter, wache auf,
Hier die Pritsche, dort die Kutten,
Und wie ehmals schlage d'rauf.

Diese Zeit und Tonart freilich war für Dingelstedt vorüber; aber dennoch regt sich, so zu sagen, sein literarisches Gewissen. Hat er die großen Erwartungen, die man einst, bei seinem ersten Auftreten von ihm gehegt, wirklich erfüllt? Ist er der Muse, der er doch seine schönsten Erfolge verdankt, nicht untreu geworden? Ist er der Literatur nicht noch etwas schuldig geblieben? „Wirf ihnen den Bettel vor die Füße," ruft sein energisches Weib ihm zu. . . . „Du schreibst wieder; ich singe wieder" . . . Die Literatur hätte gewiß dabei gewonnen, wenn er dem Rathe der Frau gefolgt wäre. „Vielleicht," sagt Dingelstedt, „sprach mein guter Engel aus ihr, vergebens, wie es bekanntlich das Loos der guten Engel zu sein pflegt. Ich war damals (als die Mißhelligkeiten

in München begannen) noch nicht vierzig Jahre alt. Wär' ich gegangen, hätt' ich mich los und frei gemacht, wieviel würd' ich in einem Vierteljahrhundert haben schreiben können an eigenen Stücken, statt für fremde mich einzusetzen, an dreibändigen Romanen (niemals drunter, aber auch niemals drüber!), statt allerunterthänigsttreugehorsamster Rechenschaftsberichte?! Schreiben können, allerdings. Jedoch auch schreiben müssen." . . .

Mehrere Jahre vorher, als er in Stuttgart „die Dramaturgie aufgegeben", und kurz bevor der verlockende, der unwiderstehliche Ruf nach München ergangen war, hatte er, in einer ähnlichen Krisis, ähnliche Betrachtungen angestellt. „Mein König ist 70 Jahre alt," schrieb er 1850 an Vogel; „ich kann ihn nicht verlassen, am Wenigsten jetzt, wo so Vieles ihn verläßt, ich halte aber nur aus, so lange er hält. Hernach — flugs wieder in's Weite. Meine Schiffe sind gebaut, liegen vor Anker, lustig wie ehemals mit der Schreibfeder bewimpelt; sobald ich die Kette zerbreche — Kette war sie mir längst, wenngleich goldne — treib' ich wieder in's Weite. Mein Kiel hat Raum auch für Dich und Du sollst willkommen sein . . . Einstweilen überwintre ich hier, fleißig und rührig . . . Ich schreibe, wie in meiner besten und frühesten Zeit, täglich einen halben Druckbogen wenigstens." Aber dießmal war der Entschluß nicht so leicht; die Münchener Jahre hatten zu tief in sein Leben eingegriffen, er hatte „die dämonische Kraft des alten Zaubers" kennen gelernt. „Wer ein paar Sohlen auf den Brettern zerrissen hat, der läßt nicht mehr von der reizvollen Welt der gemalten Leinwandfetzen, der bunten Seidenlappen, des Rausch=

goldes, der plötzlich geöffneten Versenkungen, des Gas- und Schminkeduftes."

Genug, er entschied sich für die General-Intendantenstelle in Weimar, welche der Großherzog ihm durch die Vermittlung Franz Liszt's angeboten hatte.

An diesem Wendepunkt im Leben Dingelstedt's, als der Uebergang von München zu Weimar sich vorbereitete, war es, daß ich ihn zum erstenmale sah; und zwar auf dem Boden der Heimath selbst, in unsrem alten, lieben Rinteln.

Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich in einer Art von Dingelstedt-Cultus aufgewachsen bin, wie solcher in dem Hause meiner Eltern herrschte. Meine Mutter hatte den Dichter noch in Fulda kennen gelernt und war entzückt von seiner genialen Munterkeit und seinem Witz. Oft, aus ihrem Munde, habe ich gehört, wie sie dort einst, als seine Tischnachbarin neben ihm sitzend, sich über den eben erschienenen Roman „Unter der Erde" mit ihm lebhaft unterhalten und wie er auf ihre Frage: warum er denn alle Personen so traurig habe enden lassen, ganz lustig geantwortet: was hätt' ich auch sonst mit ihnen anfangen sollen? Mein Vater war ein eifriger Politiker, durchaus liberal und Freund verbotener Bücher. Als ein solches hielt er auch die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" in seinem Schranke versteckt; sie waren die ersten Gedichte, die ich mit Bewußtsein las. Wie groß muß ihre Kraft und Wirkung gewesen sein, daß sie bis in dieses entlegene Landstädtchen dringen und den Namen ihres Autors mit solchem Glanz umgeben konnten! Ich zählte damals zwölf oder dreizehn Jahre. Wol ver-

stand ich ihren Sinn nur unvollkommen; doch zwei Dinge hatten sich meiner Imagination bemächtigt: der Verfasser war ein Kurhesse und sein Vater lebte in Rinteln, der Hauptstadt unsrer Grafschaft. Respect vor der Poesie ward mir schon früh eingeflößt, hier aber trat sie mir zum erstenmal heimathlich nahe, wie Etwas, das nicht in den Wolken ist. Ein paar Jahre später kam ich selber nach Rinteln, und einmal — da steht das Datum: „15. Januar 1847“ noch von der Knabenhand geschrieben — nahm ich das Buch mit. Es ist — Gott sei Dank! — der einzige Diebstahl, den ich auf dem Gewissen habe. Mein Vater, dem ich es entwandte, würde mir den Fehltritt sicher verziehen haben, wenn ich ihm denselben damals eingestanden hätte; jetzt freilich ist es zu spät. Aber wie einen Schatz habe ich das kleine Buch gehütet; durch mein ganzes Leben, bis hierher, hat es mich begleitet, und auch jetzt, wo ich dieses schreibe, liegt es neben mir — schmal und dünn, mit Blättern, vergilbt und wasserfleckig, in einer Papphülle, die zugleich sein Alter und den ländlichen Buchbinder meines Heimathsortes verräth.

Wie oft, als ich schon erwachsen und auf der Schule zu Rinteln war, dachte ich, hier ist Dingelstedt vor mir gewandelt —

Und um mich erklang es so heiter, so hehr,
Der Himmel schien so helle,
So feierlich blitzte von unten daher
Der Weser geschlängelte Welle.

Ja, die Weser hatte mir's angethan, mit ihrem stillen Rauschen und Fließen, wenn, an den sonnigen Sommer-nachmittagen, ihr Wasser so blau war und der Wald so

grün, und ich auf dem „Weseranger“ spazieren ging, wie lange vor mir Dingelstedt, und gleich ihm den Bullen und Böcken — so nennt man dort die großen Kähne — nachstarrte, „die höchstens von Hannöversch Münden kamen und wenigstens bis Preußisch Minden gingen“, und unter dem Zauber der Einsamkeit und meiner jungen Jahre diese nüchternen Kauffahrer, die von Pferden gezogen wurden, sich in Meerschiffe verwandelten, deren Bild mir damals zuerst aus Freiligrath's Gedichten aufgedämmert war:

Siehst Du vor Anker dort
Die Amphitrite liegen?
Festlich erglänzt der Bord,
Die rothen Wimpel fliegen.

Oft auch, in einem unklaren und desto süßeren Vorgefühl der Zukunft stand ich vor dem kleinen, saubern Haus in der Ritterstraße, an dessen Sonnenseite der Wein noch immer grünt. Still und ländlich ist die Straße, wie die eines Ackerstädtchens und gegenüber einer der alten Höfe, die hier einstmals, in der Nähe des Klosters, die Grundherren der Gegend, die Ritter anlegten. Hinter dem umlaubten Fenster, zwischen einem lateinischen Exercitium und einer griechischen Präparation hatte Dingelstedt seine ersten Lieder gedichtet. Er hatte auf derselben Schulbank gesessen, auf welcher ich nun saß. Es ist jetzt ein neues Gymnasium in Rinteln gebaut worden, und unser altes, aus der kurfürstlichen Zeit, ist, so viel ich weiß, seiner gelehrten Vergangenheit entfremdet. Aber noch vor zwei Jahren habe ich darin die alten Bänke und Tische gesehen, zerschnitten und zerkratzt von manch' einer Schülergeneration, deren eine der andern an dieser Stelle gefolgt ist.

Alles erzählte mir hier von Franz Dingelstedt, der dunkle, gewölbte Gang mit dem Steinpflaster und den Bogenfenstern; die Aula, mein eigenes schmales, niedriges Zimmer. Die Klostertage waren lange vorüber. Aber mancherlei, sowol in dem Aeußern der alten Gebäude, wie in den Namen und Stiftungen erinnerte noch daran. Dingelstedt's Vater bekleidete das Amt eines Klostervogts. Ein jüngerer Bruder Dingelstedt's, hochgewachsen und breitschulterig wie er selber, war mit mir zu gleicher Zeit auf der Schule, jedoch in einer höheren Classe. Wir nannten ihn den „Klostervogel". Als er die Prima verließ, erbte ich von ihm seinen Zumpt. Auf dem ersten Blatte desselben stand sein Name: „Julius Dingelstedt." Wie viel träumte ich in diesen Namen „Dingelstedt" hinein! Und in einem unbewachten Moment machte ich aus dem „Julius" einen „Franz".

Noch war ein Schwager Dingelstedt's, dessen ich mich entsinne, Bornemann, der Wirth des angesehensten Gasthauses in Rinteln, zur „Stadt Bremen". Er war ein jovialer Herr, schon mit weißen, über der Stirn glattgestrichenen Haaren, als sein Gesicht noch von jener Jugend glänzte, „die uns nie entfliegt". Herr Bornemann, der es liebte, sich mit seinen Gästen zu einer Flasche Rothwein niederzusetzen, war niemals glücklicher, als wenn man die Rede auf seinen „Schwager Franz" brachte. Sein Gesicht nahm dann einen feinen diplomatischen Ausdruck an, als ob er für jedes Wort, das über seine Lippen kam, verantwortlich sei. Dingelstedt's Schwester, Madame Bornemann, in ihrer Erscheinung stattlich wie der Vater und die Brüder, war eine tüchtige, bescheidene

Frau, die selten zum Vorschein kam, da sie stets in der Wirthschaft zu thun hatte, und ihre beiden Töchter blühten anmuthig heran.

Inzwischen hatte ich die Schule längst verlassen, gleich meinem berühmten Landsmann in Marburg studirt und gleich ihm meinen ersten Weltgang nach Paris gemacht. In das Elternhaus zurückgekehrt, vernahm ich, daß er zum Besuch bei seinem Vater in Rinteln sei; von einem gemeinsamen Freunde, dem liebenswürdigen und geistvollen, erst kürzlich verstorbenen Sanitätsrath Selberg, welcher, auch literarisch beanlagt, ein sehr hübsches Buch über seine Reise nach Java geschrieben hat, erhielt ich eine Einführungskarte und so machte ich mich auf den Weg.

Es war ein nebeliger Octobertag, als ich, noch immer ein wenig zaghaft, das weinumrankte Häuschen betrat, vor welchem ich so manchen Knabentraum geträumt. „Wie sonderbar ist es," schrieb ich damals (1855) in mein Tagebuch, „daß ich diesen Mann, der in meinen ersten dämmerhaften Anfängen mir immer vorgeschwebt, grad' in Rinteln und in diesem Hause treffen muß!" Da stand er vor mir, der inzwischen so hoch im Leben, in Ehren und Fürstengunst gestiegen war und seinen Jugendidealen sich so sehr entfremdet zu haben schien, daß ich mehr den Aristokraten und vornehmen Mann, als den Dichter in ihm zu sehen fürchtete. Doch wie gewinnend war seine Persönlichkeit und welch' einen Zauber hatte sein Wort!

Eben hatte Dingelstedt in dem Münchener Gesammtgastspiel einen der glänzendsten Triumphe seines Lebens gefeiert; und welch' ein verwirrender Gedanke für mich, daß aus diesem kleinen Haus, in welchem ich nun mit

ihm war, so viel Glorie hervorgegangen sein sollte! Doch er half mir gleich aus der Verlegenheit. „Ich bin nur ein pius Aeneas,“ sagte er, „der gekommen ist, um nach seinem alten Vater zu sehen.“ Mehr als Alles ist mir von diesem ersten Begegnen der Eindruck seiner äußeren Erscheinung geblieben, ihre Kraft und Schönheit, die Elasticität seiner wahrhaft imposanten Gestalt, der Glanz seines dunklen Auges, sein reiches kastanienbraunes Haar — ganz wie das aus jener Zeit stammende, von Kaulbach gemalte Porträt, welches in einer guten Nachbildung seinem letzten Werke, den „Münchener Bilderbogen“, beigegeben ist. In seinem Benehmen zugleich herzlich, ungezwungen und von der höchsten Eleganz, konnte er je nach den Umständen den Schriftsteller und den Cavalier herauskehren. Wer ihn nur in der letztern Eigenschaft gekannt, dem mochte er wol für stolz, wenn nicht für hochmüthig und berechnet gelten. Ehrgeiz war eine der hauptsächlichen Triebfedern seiner Handlungen; aber sie war nicht die einzige. Macht, Einfluß, Glanz, eine hohe sociale Stellung waren die Ziele seines Lebens; er war von zweierlei Natur: ein Dichter und ein Weltmann; er opferte bis zu einem gewissen Grade den Dichter, aber was er als Weltmann erreicht, das hat er doch nur seinem dichterischen Talent, seinem künstlerisch geübten Blick, seiner leicht gestaltenden Hand zu danken. Weit entfernt, seinen Zusammenhang mit der Literatur zu verleugnen — wie manch ein Parvenu wol seine Herkunft und arme Sippe verleugnet — hat er ihn im Gegentheil stets betont, und in den höchsten Stellungen am Nachdrücklichsten. Gern und freudig bot er den Mit- oder Nachstrebenden die

Hand, förderte sie, machte seinen Einfluß für sie geltend; und Nichts konnte ungerechter sein, als der Vorwurf des Neides, der in der Kuh'schen Hebbelbiographie gegen ihn erhoben wird. „Ich bin im Leben so viel beneidet worden," sagt er in seinem Essay über dieses Werk („Literarisches Bilderbuch", 231), „daß ich zur Entwaffnung des Neides alles Ersinnliche gethan habe, thue, thun werde, um mir mein Glück vergeben zu machen." Im Verkehr mit Schriftstellern war er immer nur der Schriftsteller; mir aber ward er mehr. Von dem Tag im October 1855, an welchem ich ihn zuerst in seinem Elternhause sah, bis zu jenem anderen, im März 1881, wo ich ihm die Hand zum letztenmale drückte: sechsundzwanzig Jahre lang hat er mir die Landsmannschaft gehalten; und wenn ich an ihn und diese Zeit zurückdenke, dann geht mir der schöne Reim und die rührende Melodie des schottischen Volksliedes nicht aus dem Sinn: „sollte der alten Bekanntschaft vergessen sein und der Tage, die lange dahin?"

Should auld acquaintance be forgot
And never brought to min'?
Should auld acquaintance be forgot,
And days o' lang syne? . . . .

Ich weiß, daß Erfolge wie die seinen überhaupt vielfach angezweifelt werden. Aber suche man doch nicht, sich mit ihnen abzufinden, indem man sie rein äußerliche nennt. „Euer Arm wäre nicht stark gewesen, wenn es der Kopf nicht war; er wäre noch stärker gewesen, wenn das Herz nicht gar zu schwach." So ruft in den „Deutschen Nächten in Paris" der Poet dem Diplomaten zu, wo dieser —

„armer Leute Kind", aber von brennendem Ehrgeiz verzehrt — seine Kämpfe schildert und bittere Anklagen gegen das Schicksal schleudert, welches ihn auf der Schwelle seines Paradieses, der vornehmen Welt, scheitern ließ. In dieser Figur hat Dingelstedt die Kehrseite der Medaille gezeigt, den erfolglos Strebenden, und als Grund des Fehlschlags einen Defect des inneren Menschen angedeutet. Er hat sagen wollen: um, auf irgend welchem Gebiet, einen ganzen und vollen Erfolg zu haben, muß man zuerst eine ganze und volle Persönlichkeit sein und sie für den Zweck rückhaltlos einsetzen; und wenn es nicht leicht war, zu erringen, so ist es doppelt schwer, das Errungene zu behaupten, in einer Sphäre, die so wandelbar und so vielen Einflüssen zugänglich ist. Ob es nicht ersprießlicher gewesen wäre, mit solchen Anlagen, nach bleibenderen Verdiensten zu streben, ist eine Frage, die seine Freunde vielleicht noch entschiedener bejahen werden, als seine Gegner. Aber selbst für seine Freunde würde der Verlauf von Dingelstedt's Leben nicht von hinreichendem Interesse sein, um sich eingehend damit zu beschäftigen, wenn es in der bloßen Verfolgung von noch so glänzenden Aeußerlichkeiten geendet; wenn er nicht vielmehr einen Fonds innerer Vorzüge besessen hätte, welche wenig davon berührt wurden. Auch hier läßt sich der Gegensatz zwischen den Beiden weiter verfolgen, deren Andenken diese Blätter gewidmet sind — ein Gegensatz übrigens, der in der Natur begründet ist und dessen Consequenzen sich von selbst ergeben.

Wie sich Oetker dem jüngeren Freunde stets, und sogar mit einer gewissen Freudigkeit untergeordnet, so finden wir an keiner Stelle seines langen Lebens auch nur die mindeste Spur davon, daß er ehrgeizig gewesen — wir meinen ehrgeizig in dem Sinn einer mächtig nach Außen drängenden, dominirenden Leidenschaft — weder in der Schule, noch auf der Universität, noch in seiner Berufsthätigkeit, noch in seiner politischen Laufbahn. Er diente niemals irgend einem persönlichen Zwecke, sondern immer nur der Sache, mit der er sich und seinen Namen identificirt hat. Sie war es, welche den trefflichen Mann mit dem starken, unbeugsamen Rechtsgefühl frühe schon seinen Landsleuten empfahl und ihn auf einem beschränkten Kampfplatz, dessen Nebenschlachten trotzdem zur Entscheidung des Feldzugs beitrugen, an die Spitze der Gesinnungsgenossen stellte, zu einer Zeit, wo wenig Ruhm und gar kein Vortheil davon zu haben war. Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni. Diese Sache war es, welche, in einer für sein Vaterland entscheidenden Stunde, ihm eine Gelegenheit bot, wie sie sich im Leben eines Menschen nicht zu wiederholen pflegt: er hat sie benutzt zum Besten seines Vaterlandes, nicht zu seinem eignen. Schlage man das Opfer, welches die kleinen, selbst die schlechtregierten Staaten gebracht, nicht zu gering an; wir haben es in der vollen Ueberzeugung der Nothwendigkeit gebracht, aber ein Opfer war es nichtsdestoweniger. Mit seiner kurhessischen Heimath verschwand auch Oetker in dem Reichsganzen, in der Gefolgschaft jener großen Partei, welche — wenn man es unter der gegenwärtigen Zeitströmung auch bestreiten möchte — doch so

mächtig mitgewirkt hat bei der Unification Deutschlands. Einst, in Helgoland, während seiner Verbannung, habe ich ihn um den verlorenen Einfluß klagen hören, wie Einen, der seine Kraft fühlt und sie nicht gebrauchen kann; aber später, in Berlin, als der große Sieg gewonnen, als die Fahne von Kurhessens Recht und Verfassung rein und makellos hinübergetragen war in das neue Reich, und der alte Löwe der Katten an zweiter, oder dritter oder vierter Stelle neben den andren Wappenthieren der Preußischen Provinzen seinen Platz erhalten hatte: da kam kein solches Wort mehr über seine Lippen. Er, ein Führer der hessischen Liberalen, begnügte sich nun, den Führern der preußischen und deutschen Liberalen zu folgen; und bei den letzten Wahlen, die er noch erlebte, denen von 1878, als die bedauernswerthe Verschiebung und Zersetzung seiner Partei begann und selbst seine Schaumburger Wählerschaft, die dreißig Jahre lang treu zu ihm gestanden, in's Schwanken gerieth, war er nicht zu bewegen, persönlich vor sie hinzutreten. Ein Freund, ein hessischer Deputirter, hielt für ihn die Wahlreden und — ich habe es aus seinem eigenen Munde — der Gedanke, daß das alte Verhältniß sich lösen könne, bewegte ihn und durch ihn die Zuhörer so, daß Oetker mit überwältigender Majorität aus der Urne hervorging. Nicht Ermüdung war es, die damals sein Verhalten bestimmte, sondern Abneigung, mit seiner Person in den Vordergrund zu treten; um Gunst und Stimmen zu werben, die er nur haben mochte, wenn man sie freiwillig ihm entgegen trug.

Nicht so Dingelstedt. Er wollte herrschen, und hat geherrscht. Er wollte der Erste sein, und ist es geworden;

aber er hat auch den Preis zahlen müssen, welche eine solche Stellung erheischt. Aus engem Kreise strebte er in immer weitere, höhere. Nicht entsagt hat er seiner Heimath; aber er wollte ihr Loos nicht theilen. Wenn Oetker sein Schicksal niemals von dem seines Vaterlandes getrennt hat, so bedurfte Dingelstedt der Welt, der großen Welt. Man schildert Diplomaten nicht mit solch' vollendeter Feinheit, noch mit solcher Vorliebe, wenn man nicht selbst ein Stück davon in sich hat. „Mein ganzer Sinn steht auf die parlamentarische Carrière," schreibt er (1849) seinem Freunde Vogel. „Nicht weil ich eine Rolle auf der Bühne der Paulskirche zu spielen brennte, im Gegentheil, ihre Helden, links wie rechts, Vogt wie Vincke, dächte ich mit einer einzigen Rede einzuholen. Aber viel mehr als die Scene reizen mich die Coulissen, die Clubs, die politischen Salons. Das wäre mein Feld." Es ist vielleicht ein Bekenntniß, niedergelegt in die Seele der liebenswürdigen, aber klug rechnenden Armgard seines Amazonen-Romans, welche er, in Gegensatz zu dem wirklichen Diplomaten, den Grafen Wallenberg, „die geheime Ober- und Gegendiplomatin" nennt. Sie ist ein ganz vortreffliches Frauenzimmer; sie liebt auch den Grafen und beschließt, sein treues und gutes Weib, eine Lebensgefährtin in Ernst und Scherz zu werden. Aber was sie dazu bestimmt, ihn dem Künstler Roland vorzuziehn, ist doch in erster Linie der Gedanke: Gräfin zu werden; die Natur zu corrigiren, ein Vorrecht zu erobern, welches die Geburt ihr, der Bürgerlichen, versagt; nämlich: „zu Hofe zu gehen!" In diesen vier Worten ist die Quintessenz all' jener Anec-

doten enthalten, welche, schon bei Dingelstedt's Lebzeiten und noch mehr nach seinem Tode circulirend, ihn nicht immer im besten Lichte zeigen. Es ist nicht meine Absicht, ihn gegen Anschuldigungen in Schutz zu nehmen, die nur zu berechtigt sein mögen. Nur was gehässig in ihnen ist, möcht' ich zurückweisen. Dingelstedt war kein böser Mensch, kein Intriguant der gewöhnlichen Sorte. Mit gewinnender Grazie, mit ironischem Lächeln macht er seinen Weg. Offen bekennt er sich zu Dem, was er erstrebt. Wo sein Herz reden durfte, da hat er kein Falsch gekannt; und wo man ihm Anhänglichkeit entgegenbrachte, da hat er sie redlich erwidert: dankbar für erwiesenes Wohlwollen, besaß er die Liebe der Seinen, war zuverlässig in der Freundschaft und nicht ungenerös gegen seine Widersacher.

Neun Jahre vergingen, ehe ich den Landsmann wiedersah. Es war in Weimar, 1864, als zur dreihundertjährigen Feier von Shakespeare's Geburtstag, der von Dingelstedt eingerichtete Cyclus der „Historien" zum erstenmale gespielt ward vor einem Parquet, wenn nicht von Königen, so doch von literarischen und wissenschaftlichen Berühmtheiten aus allen Theilen Deutschlands, welche demnächst hier zusammentraten zur Stiftung der „deutschen Shakespeare-Gesellschaft". Ich erinnere mich noch des gewaltigen Eindrucks, als der Vorhang emporging und in Shakespeare's eignen Worten der von Dingelstedt gedichtete Prolog begann:

O eine Feuermuse, die hinauf,
Zum höchsten Himmel aller Dichtung stiege! . . .

Wie der Dichter dann fortfuhr, erfüllt von der Be-

deutung der Stätte, an welcher wir bald Shakespeare's neubelebte Gestalten erblicken sollten:

Dieß ist die Bühne,
Worauf, vom Wirbel bis zur Zeh' geharnischt,
Der erste Wallenstein gewandelt hat.
Von seinem Fußtritt beben noch die Bretter;
Hier stand die Wiege Egmont's, Tasso's, Tell's!
— — — — — — — — — — — —
Seht, heut gesellt, im heil'gen Bund der Dritte,
Zu Deutschlands Dioskuren sich der Brite;
Auch Er ist unser, ruf' ich jubelnd aus,
Am Shakespearefest, im Goethe-Schiller-Haus!

Es waren unvergeßlich schöne Abende: das erlesene Publicum warm und gehoben von der festlichen Stimmung; in der großherzoglichen Loge die Mitglieder dieses edlen Fürstenhauses, die Erben einer ruhmvollen Vergangenheit, einer großen, historischen Tradition — denn, wenn man in Weimar ist, denkt man immer auch an die Wartburg:

Thüringen, Deutschlands ewig junges Herz,
Hat stets, in guten und in schlechten Tagen,
Nicht für die Kunst allein, in Spiel und Scherz,
Nein, auch im Ernst, für Recht und Licht geschlagen.

Und in der kleinen Loge, dicht unter der Bühne, er selbst, mein Landsmann, Franz Dingelstedt, und neben ihm seine Gemahlin, Beide damals in der vollen Kraft ihrer Jahre und Beide glückselig in der Freude künstlerischen Gelingens.

In dieser erlauchten Versammlung fehlte nur Einer, den man darin zu sehen vor Allen erwarten durfte: Karl

Gutzkow, seit dem Herbst 1861 General-Secretär der Schillerstiftung in Weimar. In einem tiefsinnigen Festspiele, „die Shakespearefeier an der Ilm“, welches, mit einer Reihe lebender Bilder, von Weimars ersten Künstlern gestellt, vor einem kleineren Kreise zur Aufführung kam, hatte er dem Genius des Briten seine Huldigung dargebracht. Aber den officiellen Versammlungen und Festen der Shakespeare-Woche blieb er fern, ebenso wie den Sitzungen der Shakespeare-Gesellschaft, welche Dingelstedt zum Vorstand wählte. Dieses Verhalten war zu demonstrativ, als daß es nicht allgemein hätte bemerkt werden sollen; und seine Spitze kehrte sich gegen Dingelstedt. Noch nicht drei Jahre waren vergangen, da hatte dieser, als Vorstand der Schillerstiftung, die Wahl Gutzkow's zum General-Secretär veranlaßt und ihn nach Weimar geholt, um daselbst „eine weitere Illustration und einen Freund mehr zu haben.“ Lange, lang war es her, seitdem diese Beiden sich zuerst in Fulda gesehen: Gutzkow damals von den Wogen des Erfolgs getragen und Dingelstedt ein Schulmeisterlein. Aber in dem Wettkampfe des Lebens war dieser glücklicher gewesen, als in dem des Domplatzes zu Fulda: jetzt war er, wenigstens seiner äußeren Lebensstellung nach, der Erste, und das war es, was Gutzkow's stolze und — sagen wir es — neidische Seele nicht ertrug. Diese beklagenswerthe Eigenschaft, neben so mancher andren wahrhaft großen, hat vielleicht am Meisten dazu beigetragen, sein Leben, je mehr es sich dem Abend näherte, um so mehr zu verdüstern. Schon war das Zerwürfniß eingetreten, welches zum Bruch, und demnächst zur Katastrophe drängte. Gutzkow fühlte sich

in Weimar unglücklich — wo hätte Gutzkow sich je glücklich gefühlt, er, der beständig den Aufenthalt und die Freundschaften wechselte? Hier steigerte sich die Rastlosigkeit seines Innern zum krankhaft Unerträglichen: der moderne Zug in ihm, der ihn zum Bahnbrecher und Pfadfinder gemacht hat, lehnte sich auf gegen die klassische Formel, die ihm in Weimar die Brust zuzuschnüren drohte; und sein trotzig unabhängiger Geist, der sich seiner Superiorität bewußt war, um doch gleich wieder zu verzagen, konnte sich in keine Art der Unterordnung fügen. Es frommt wenig und ist unerquicklich obendrein, bei Zerwürfnissen solcher Art, deren letzte Gründe doch in den Persönlichkeiten beruhen, nach den begleitenden Umständen zu forschen. Gutzkow beklagte sich, daß er zurückgesetzt, daß Hebbel bevorzugt werde; daß seine Stücke zu wenig aufgeführt würden; daß Dingelstedt schlecht von ihm spreche. Wer Gutzkow gekannt hat, der kennt auch diese Beschuldigungen, die mehr einem mißtrauischen, zum Zweifel an sich und den Andren geneigten Naturell entsprangen, als den Thatsachen entsprachen. Die Erscheinung Dingelstedt's ward ihm verhaßt; wohin er sich auch wenden mochte, sie trat ihm entgegen — in der Schillerstiftung, in der Shakespeare-Gesellschaft, im Theater, und überall an der ersten Stelle. „Dingelstedt's Shakespeare-Cultus beleidigte ihn gleichsam persönlich," sagt Karl Frenzel in der liebevollen Studie, die er dem Andenken Gutzkow's in „Westermann's Monatsheften" (April 1879, S. 19 ff.) gewidmet hat. „Mir fehlt Entgegenkommen, rechte Würdigung, bereitwillige Anerkennung", schrieb damals Gutzkow an Frenzel; „Dingelstedt's

ganzes Sein und Treiben provocirt alle meine Widerstandskraft.“ Herbere Ausdrücke als diese konnte man aus Gutzkow's Mund in Weimar selbst hören; und doch war es Dingelstedt, welcher kurz zuvor in einer seiner graziösesten Arbeiten dem Verfasser des „Zauberer von Rom“ eine Huldigung dargebracht hatte, wie sie demselben reiner, voller, wärmer wol selten gezollt worden ist. Er — selbst ein Moderner — wußte, was das deutsche Theater, der deutsche Roman dem Vorgang und Einfluß dieses Schriftstellers schulde, „der seit einem Menschenalter an allen geistigen Kämpfen des Jahrhunderts theil nimmt, nicht leidend allein, auch handelnd; nicht von einem festen Mittelpunkt aus, sondern von einer Stellung in die andere, aus einem Wohnort in den andren, von einem Felde der Thätigkeit in das andre gedrängt.“ Er wußte die Kraft zu schätzen, welche sich, inmitten der Bagatellenliteratur und Feuilletonwirthschaft, zum zweiten Mal zu einem Kunstwerk sammelte, das über alles herkömmliche Maß hinausgreift; und den Muth, mit einer solchen, unerhörte Ansprüche machenden Production vor das Publikum zu treten. Nicht der hingebendste Bewunderer Gutzkow's hätte die Vorzüge seines Werkes in ein helleres Licht setzen, noch die dunkleren Seiten seines Charakters mit mehr Schonung und Milde behandeln können, als Dingelstedt hier gethan; die hohe Meinung, die er von ihm hegte, ließ er sich durch Nichts verkümmern, und während man in den späteren Ausgaben von Gutzkow's Werken, selbst in seinen „Rückblicken auf mein Leben“ auch nur den Namen Dingelstedt's vergeblich suchen wird, ließ Dingelstedt, als er die Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltete, sich nicht ab-

halten, in den fünften Band derselben (S. 297 ff.) den „Zauberer von Rom, eine kritische Reisenovelle“, gleichsam das Denkmal einer Pietät und Treue gegen die Vergangenheit, welche die Freundschaft überdauert, aufzunehmen, so daß Gutzkow sich noch überzeugen konnte, wie Dingelstedt, wenn er wollte, feindliche Gesinnung zu erwidern verstand; und die Welt im Allgemeinen, wer von Beiden die generösere Natur sei.

VIII.

Noch aus München und bevor das „Weimarer Stillleben" begann, rief Dingelstedt dem Kasseler Freunde bei seiner Heimkehr aus dem Exil ein herzliches „Willkommen in der Heimath" zu. Jahre lang hatte er nichts von sich hören lassen; nun schilderte er von Neuem sein Glück, trotzdem er in München unterlegen sei und fort müsse: „Zu den zwei Kindern, die Du kennst, Gabriele und Franz sind drei gekommen: Wilhelm mit 8 Jahren, Susanne mit 4, Ernst mit 2, lauter gesunde, kräftige, ohne Ruhm zu melden, auch hübsche Rangen, welche mit den großen blauen Augen der Mutter klar in die Welt gucken und die langen Glieder des Vaters zu ihrer eigenen Länge Maßstab nehmen. Das älteste Paar lernt tüchtig, und Alles, auch Lateinisch, selbander im Hause, ohne Schule, die hier zu Lande elend ist; Wilhelm buchstabirt eben; die zwei kleinen balgen sich mit ihrem Hunde . . . . Ich ruhe am Scheidewege behaglich aus. . . . Nach Weimar gehe ich nur wie in einen Unterschlupf während des Gewitters, wie durch eine Zwischenstation, die mich entweder hierher zurück oder in ein größeres Theater hineinführt. Die Kämpfe des letzten Winters waren hart, meine Nie-

derlage so unerwartet wie unverdient. Aber gebrochen haben sie mich nicht, im Gegentheil gesammelt . . . Im Ganzen habe ich, wie Du sagen wirst, mehr Glück als Ver — gnügen und falle, wenn ich falle, die Treppe hinauf. . . . Du siehst, die Wogen meiner Stimmung gehen noch immer hoch und frisch; ich fühle mich in der That nicht alt geworden, kaum älter, gesund in den Armen eines durch und durch gesunden Weibes. Geh' in Dich, Einsiedeler, Hypochonder, Titan, und thue desgleichen! Geh vor allen Dingen von Kassel fort . . . . Also auf Nichtwiederverlieren, auf baldiges Wiedersehen!

Dein treu-eigner Franz."

Mit diesem Briefe, dem letzten, welchen Oetker mittheilt, hört für uns die sichtbare Verbindung Dingelstedt's mit dem Freund und wol auch die mit Hessen auf, da hochbetagt in demselben Jahre sein Vater starb. Alle Jahre, bis zu dessen Tode, war er nach Rinteln gekommen in das kleine Haus der Ritterstraße; und der alte Herr Klostervogt hat wol noch recht seine Freude gehabt an dem Sohne, an dessen gebührendem Fortkommen er einst schier verzweifelt. Als Dingelstedt einst dem Freunde zum Hofrath „kondolirt", fügte er hinzu, daß sein Vater jedenfalls „wohlgefällig dazu lächeln" werde. Das war unzweifelhaft richtig; und noch mehr befriedigt war er von der Berufung nach München. Oftmals brachte Dingelstedt seine Frau und Kinder mit sich in die alte Heimath, und noch an seinem Krankenlager in Wien sprach ich mit seinen Töchtern von Rinteln und den Verwandten, die sie dort einst gehabt. Dingelstedt's Lieblingsschwester, Frau Bornemann, war auch längst verwittwet; in einem meiner

letzten Gespräche mit ihm erzählte mir der Kranke, daß sie nach Hannover übergesiedelt sei und dort einer Mädchenpension vorstehe. Wundersame Fügung! Am Abend desselben Sonntags, 15. Mai 1881, an dessen Morgen der Bruder in Wien von seinen Leiden erlöst ward, schloß auch die Schwester in Hannover ihre Augen.

Wien war immer das Ziel seines Strebens, seines Ehrgeizes und seines Herzens gewesen; und er hat es erreicht. Aber wie das Andenken der Heimath bei Dingelstedt, so lebte sein Andenken in der Heimath fort; in den kleinen Städten, in Rinteln, wo er die Schule besucht, in Marburg, wo er studirt, in Kassel und Fulda, wo seine Schüler längst tüchtige Männer geworden. Noch lebten viele seiner alten Cameraden, und unter diesen einer, von welchem es in seinen Gedichten heißt:

Er war mein Liebling in dem ganzen Corps,
Darum auch der, den ich zuerst verlor
Im leidigen Philisterthume.

Lang hört' ich Nichts von ihm. Nach Jahren dann
Traf ich ihn wieder, Himmel, welch' ein Mann
Ward aus dem Jungen unterdessen!
Ein feister Kahlkopf, der 'ne Brille trug,
Whist spielte, Tabak schnupfte — nun genug:
Ein Landpastor —! und in Kurhessen!

Das gleiche Loos — ein Landpastor zu werden, und in Kurhessen! — hatte auch ihm gewinkt oder gedroht. Er zog es vor, Burgtheater-Direktor in Wien zu werden. Aber er war es noch nicht lange, drei Jahre vielleicht, da meldete sich eines Tages bei ihm ein alter Freund aus der Marburger Theologenzeit — derselbe, dem Dingelstedt

einst ins Stammbuch geschrieben, daß er wol als Rector in Oberkirchen sterben werde. Doch lassen wir Herrn Professor Fliedner selbst reden. „Seitdem er Fulda verlassen hatte, war Dingelstedt meinem Gesichtskreis entrückt," heißt es in den Aufzeichnungen, welche der genannte Herr mir zur Verfügung gestellt hat; „Amts- und Wohnortswechsel, Berufspflichten, Studien und Arbeiten, die der schönen Literatur fern lagen, hinderten mich auch, ihm in der Ferne zu folgen; ich hörte nur manchmal von ihm durch Heinrich Koenig, so lange dieser, nachdem er seinen Abschied genommen, in Hanau lebte. Erst 29 Jahre später, im Jahre 1870, wurde die Erinnerung an ihn durch den Anblick des oben erwähnten Stammbuchblättchens wieder so lebendig, daß ich ihm eine Abschrift desselben nebst einer gereimten Epistel zusendete. Warum dieß geschah, erklärt sich zum Theil aus dem genauen Eintreffen jener Prophezeiung Dingelstedt's, zum Theil aus dem natürlichen Wunsche, wieder einmal Etwas von ihm zu hören. Zum besseren Verständnis gebe ich zunächst die Epistel nebst erläuternder Anmerkung:

An Franz Dingelstedt.

Mai 1870.

Ich fand nach vielen Jahren
Das wunderliche Blatt.
Wolan, Du sollst erfahren,
Wie es geweissagt hat.
Mir rief's Erinnerungen
Aus froher Zeit zurück,
Wol auch, zu Dir gedrungen,
Erheitert's Dir den Blick.

Das erste der Gesichte,
Das dieses Blatt enthüllt,
Fürwahr, es ward Geschichte
Und hat sich treu erfüllt.*)
Das andre trog — es traten
Die Musen dafür ein,
Um Schaumburg's Rectoraten
Und Dir ein Schutz zu sein.

Das Kreuz dort in der Ecke
Verblieb ein Traum der Nacht,
— Hast eine gute Strecke
Schon über's Ziel gemacht —
Und folgend Deinem Sterne
Zogst Du von Ort zu Ort,
Doch stets der Heimath ferne —
Was treibt Dich von uns fort?

Das Alte ist gefallen,
Und Neues ward gebaut,
Deß stolzer Anblick Allen
Das Herz hat aufgethaut.
Sieh hier das lang entbehrte,
Ein mächt'ges deutsches Reich —
Du Sohn der rothen Erde,
Warum in Oesterreich?!

*) Denn im Herbste 1843 hat der Hauptlehrer der Mathematik und Physik an der Realschule zu Hanau, Konrad Fliedner, nachdem er ein Jahr zuvor gefreit, gar manchmal neben seiner Frau an der Wiege seines erstgeborenen Sohnes Max gesessen, wie es auf dem Stammbuchblatt im Jahre 1834 beschrieben, obgleich damals sein Streben gar nicht auf ein Lehramt gerichtet war, so daß trotzdem der Professor, die Gattin und der Säugling in der Wiege richtig eingetroffen sind.

Verzeih die schroffe Frage!
Nicht feindlich ist ihr Sinn,
Nimm freundlich sie als Klage
Des Patrioten hin,
Der deutscher Machtentfaltung
Sich freut und ohne Haß;
Doch bei der Neugestaltung
In Nord und Süd vergaß:

Daß auch in künft'gen Tagen
Uns knüpft ein enges Band,
Daß deutsche Herzen schlagen
Auch an der Donau Strand.
Und dieses Band zu wahren
Mit deutschem Geist und Wort,
Trotz Slaven und Magyaren
Ist Dein Beruf hinfort.

Zum Schluß: der dieß geschrieben
Und seinen Gruß Dir schickt,
Ist jung im Geist geblieben,
Ob manche Sorg' ihn drückt;
Er möchte gern erfahren
Was Herr von Dingelstedt
Jetzt, nach so vielen Jahren,
Für eine Miene hätt'?

Hanau. Dr. Konrad Fliedner,
Oberlehrer am Gymnasium.

Darauf kam ein Brief von Dingelstedt:

„Verzeihe, lieber Freund aus alter oder vielmehr junger Zeit, wenn ich Deine poetische Mai-Epistel erst heute am Schlusse des Heumonates, in dürrer Prosa und durch fremde Hand beantworte. Für diese dreifache Sünde

am heiligen Geiste der Freundschaft muß das leidige, lästige Geschäft als Rechtfertigung gelten, das, namentlich am Ende einer heißen Theatersaison, sich viel zu mächtig anhäuft, um rasche und eigenhändige Erledigung aller, auch der erfreulichsten Einläufe zu gestatten. Daß ich zu letzteren Deinen Dichter- und Freundes-Gruß sammt der Reliquie aus unserer gemeinsamen Vergangenheit zähle, bedarf der Versicherung nicht. Obwol viel gewandert und nicht wenig geprüft, bin ich der hessischen Heimath mit sprichwörtlich blinder Anhänglichkeit treu geblieben und habe in meiner Erinnerung an sie nur die lichten Seiten festgehalten, während die tiefen Schatten, an denen es, wie Du weißt, meinen hessischen Lehrjahren nicht gefehlt hat, im verklärenden Lichte der Ferne verschwommen und verschwunden sind. So oft eine Gestalt oder eine Stimme aus diesem Hintergrunde in der Gegenwart an mich herantritt, fühle ich mich unwillkürlich angeheimelt und im Geiste zurückversetzt in Zeiten und Zustände, die, bei aller Beschränkung, für mich den Reiz der Jugend, das Colorit einer Frühlingslandschaft haben und behalten.

„In dieser aufrichtigen Gesinnung danke ich denn auch Dir für Dein freundliches Andenken und freue mich, daß Du nicht blos an das Ziel gelangt, welches ich Dir prophezeit habe, sondern glücklich über dasselbe hinausgegangen. Deiner theilnehmenden Frage nach meinem eigenen innerlichen Sein — das äußerliche kennst Du — begegne ich mit der Versicherung, daß ich zwar alt geworden, aber doch der Alte geblieben bin, im Besitze einer glücklichen, in vielem Sinne glänzenden Stellung mich wohl und an

meinem Platze fühle und auch des häuslichen Segens nicht entbehre, der das Supplement jeder öffentlichen Laufbahn ist, namentlich wenn dieselbe eine so wechselvolle und vielfach verschlungene, wie diejenige, auf die mein Stern mich geführt hat. Kreuzen sich unsere Wege nach langer Zeit einmal wieder, so findest Du mich, wie wir geschieden; da aber wenig Aussicht vorhanden, daß ich Dich in Hanau überrasche, mußt Du schon, wozu ja Deine häufigen Ferien erwünschten Anlaß bieten, der alten und noch immer einzigen Kaiserstadt einen Besuch abstatten, um unser Wiedersehn und unsere Wiedergeburt in Jugenderinnerungen herbeizuführen. Du sollst in meinem Hause, dem großen wie dem kleinen, ein hochwillkommener Ehrengast sein.

„Grüße Deine Frau, alle Deinen, alle Unsrigen, soweit wir noch gemeinsame Freunde daheim haben, auf das Herzlichste und sei ebenso gegrüßt von

Deinem
treu-eigenen
Fr. Dingelstedt.

Wien, am 26. Juni 1870."

Der Wunsch, „die alte Kaiserstadt" zu besuchen und den alten Jugendfreund wiederzusehen, ging Fliedner nicht in Erfüllung. Als aber ein andrer Commilitone vom Corps „Schaumburgia", sein ehemaliger Stubenbursch Vogel, im Jahre der Weltausstellung 1873, ganz unerwartet nach Wien kam: da hat Dingelstedt, der bereits fürstlich im Opernhause wohnte, das Wort wahr gemacht, mit welchem er einst, 32 Jahre früher, seinen offenen

Brief an ihn im „Salon" schloß: „Wie weit uns das Leben auseinanderwerfen sollte, glaube immer an mich." — „Er war der Alte," sagt Vogel am Ende seiner in der „Casseler Tages-Post" veröffentlichten Erinnerungen. „Als er aus unserer Unterhaltung bei Tisch merkte, daß ich seine Frau „Sie" nannte, bestand er darauf, daß wir Schmollis tranken."

Es ist, noch bei Lebzeiten Dingelstedt's, versucht worden, aus dem „Stammbuchblatt" (Literarisches Bilderbuch, S. 168 ff.) zum Andenken an Mosenthal, der doch auch sein Landsmann und sogar sein Schüler gewesen, unfreundliche Gesinnung, ja Spott zu lesen. Wie wenig doch gewisse Leute, zumal wenn sie sich in ihrer Eitelkeit getroffen fühlen, einen guten Witz verstehen! Vernehmlich genug durch die Scherzreden klingt die Stimme des Herzens: „Ich bin ein Kurhesse und ein Schriftsteller gleich ihm. So sind wir in doppeltem Sinne von Einer Familie." Soll aber darum der Humor sich seines Rechtes begeben zu lächeln, selbst zu lachen und uns lachen zu machen? Mir scheint, jeder Irrthum über die wahre Meinung ist unmöglich, wenn man zum Schlusse liest: „Da oben zwinkert ein röthliches Sternlein, das mich an meinen rothköpfigen Tertianer gemahnt. Die Frühlingsnacht erinnert mich daran, wie oft ich Arm in Arm mit ihm aus dem gastlichen Augartenpalais den weiten Weg in die „innere Stadt" zu Fuß zurückgelegt. .... Ich scheide von ihm, wie damals an der Ecke des Opernhauses: — Gute Nacht Mosenthal! Aber ich wollte, ich könnte wie damals hinzufügen: Auf Wiedersehen!"

In den zahlreichen Briefen, die ich von ihm bewahre,

deren Veröffentlichung aber einer späteren Zeit vorbehalten bleiben muß, nennt Dingelstedt mich niemals anders, als seinen „Hessischen“ oder „Schaumburger Landsmann“, und mannigfach in unserer Correspondenz finden sich die heimathlichen Spuren. Für die erste Nummer des von Lammers herausgegebenen „Nordwest“ hatte ich (Januar 1878) einen Artikel „Die Weser“ geschrieben, den ich dem Freunde in Wien, wie Alles, was sich auf unsere gemeinsamen Reminiscenzen bezog, zuschickte. In dem Aufsatz hatte ich an den Director des Rintelner Gymnasiums zu Dingelstedt's Zeit, Wiß erinnert, der die Weser in lateinischen Hexametern besang, indem er, zugleich auf ihren Namen (Visurgis) und ihren Ursprung aus dem Zusammenfluß zweier Gewässer anspielend, sie mit eleganter Wendung anredet: „während alle andren Flüsse klein entspringen, entspringst du mit Macht — tu vi surgis.“ Nicht lange, so erhielt ich ein großes Blatt zurück, auf welches Dingelstedt, mit der Ueberschrift „An J. R.“, die beiden ersten Zeilen meines Artikels geklebt und dieselben, da sie mir, ohne daß ich's geahnt, selbst zu Hexametern geworden, mit Skandirungsstrichlein versehen hatte, wie folgt:

Immer, ich | muß es be | kennen, in | meiner | frühesten | Jugend |
Hat es mir | wehe ge | than, wenn | Schiller — | unser ge= | liebter | —

Darunter hieß es dann weiter:

Der Du Hexameter schreibst, unwissentlich, Weiser der Weser,
Wisse, daß Wiß sich gewiß, wüßt' er es, weidlich gefreut.
Aber seit Wiß verwest und die weißroth*) leuchtende Weser

*) Weißroth, die Farben von Kurhessen.

Schwarzweiß wurde geweißt, Rinteln und Rodenberg mit,
Wimmern wir, Weisen des Witz, im Exil wehklagende Weisen,
Unter den Weiden der Spree, über den Wässern der Wien.

7. Februar 1878.

Dann kam noch folgende Nachschrift in Prosa: „Mit Schaumburger Gruß und dankbarem Händedruck für den Rundschau-Artikel über Oetker."

Ein Jahr später, auf meinen Neujahrswunsch, in welchem ich ihm ans Herz gelegt, mit der Ausarbeitung seiner Memoiren fortzufahren, schrieb er mir am 4. Januar 1880: „Non possumus, amice! — Der strenge Winter und der strenge Dienst haben mein sterbliches und unsterbliches Theil dergestalt mitgenommen, daß mir zu keinerlei Abschweifung Kraft, Stimmung, Sammlung bleiben. So gern ich daher Ihrem freundlichen Rufe unverzügliche Folge leistete, — dem ausrangirten Husarengaul vergleichbar, der am Pflug die alten Signale zur Attaque von Weitem klingen hört und nur den Kopf wenden und wiehern kann, nicht ausreißen und mitthun, — ich muß um Geduld bitten. Hoffentlich bringt der Frühling leichtere Tage und lichtere Stunden. Dann gehe ich stracks an die Arbeit, nach der es mich selbst verlangt. Doch werd' ich diesmal vom Anfang anfangen, als „blinder Hesse", in Ihren Fußstapfen die verschwundene Heimath durchwandernd" . . . .

Zur Erklärung sei hier gesagt, daß in dem bereits entworfenen Schema seiner Memoiren die „Münchener Bilderbogen" den fünften Abschnitt ausmachten, wie die „Schwabenstreiche", welche diesen in der „Rundschau" zunächst folgen sollten, dem vierten zugewiesen waren.

Doch hat es ihn, dem Ende so nahe, vielleicht um so mehr zum Anfang hingezogen; und welch' ein schönes Bild seiner Kindheit und seines Elternhauses würden wir von ihm erhalten haben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, dasselbe noch auszuführen!

Auch darin verleugnete Dingelstedt seine Herkunft nicht, daß er sogar für unseren alten Kurfürsten jenes Gefühl der loyalen Hessennatur bewahrte, welche, wenn sie freilich an den bekannten Eigenschaften Friedrich Wilhelm's I. Nichts ändern konnte, doch in seinem starren, trotzigen Absolutismus einen durchgehenden Familienzug des Hessischen Herrscherstammes erblickte und nach seinem tragischen Ende ein gutes Wort für ihn hatte. „Ein anderer in der Sache, aber derselbe in der Person", sagt eine spätere Einschaltung in seinen „Bilder aus Hessen-Kassel" (Wanderbuch, Werke V, 5), „ist der Widerstand, den Philipp der Großmüthige und den der letzte Kurfürst Kaiser und Reich geleistet. Diese Landgrafen und Kurfürsten von Hessen haben alle Zeit an der sprichwörtlichen Blindheit ihrer getreuen Unterthanen ihr ehrlich Theil gehabt, sich abseits und für sich gehalten . . . Weder aus Napoleon's Kriegsbäckerei, noch aus der Fabrik des Wiener Congresses ließen sie sich eine neubackene Königskrone . . . auf's Haupt stülpen. Sie drückten, sie allein unter dem halben Schock deutscher Bundesfürsten, den alten Kurhut fest und trotzig in die Stirne. Das war gut hessische, wenigstens alt hessische Art." Einmal, noch während seiner Stuttgarter Zeit, hatte Dingelstedt seinem alten Landesvater „in schöner königlich Württembergischer Uniform" seine Aufwartung gemacht — vielleicht nur, um

ihm zu zeigen, was Alles aus einem kurhessischen Schulmeister werden kann; und ein andermal, in Scheveningen, scheint Se. Königl. Hoheit, der Frau Jenny Lutzer-Dingelstedt sogar Aussichten auf Kassel gemacht zu haben. Eine Stelle, die sich in der damaligen Correspondenz mit Oetker findet, weist darauf hin: „Glaubst Du, daß man für meine Frau in Wilhelmshöhe eben so ist, wie in Scheveningen? Meinetwegen könnte sie auch einmal gaukeln, für irgend einen hessischen „Zweck“, natürlich nicht für Geld“ . . . Aus diesem Plane, wie aus so manchem andren ward freilich Nichts; als aber im Jahre 1854, bei Gelegenheit des Münchener Gesammtgastspiels, unter allen andren deutschen gekrönten Häuptern, auch der Kurfürst erschien, da hatte der ehemalige Gymnasial-Hülfslehrer die größere Ehre, ihm die Honneurs zu machen und ihn sogar in der Intendantenloge zu begrüßen. Wenn er in seinen „Münchener Bilderbogen“ im Tone nicht zu verkennender Befriedigung erzählt, daß sein ehemaliger Souverain, „weil er incognito bleiben wollte, sich meiner Loge landesväterlich bediente“, so klingt aus diesen Worten zugleich etwas wie leise Selbstironie neben stiller Bewunderung, als ob er hätte hinzusetzen mögen: „Aber seinen Orden hat er mir darum doch nicht gegeben, der Alte! Dazu besaß er zu viel Charakter.“

Berlin, die „Stadt der Bildung und des Thees“ (Thee haßte Dingelstedt schon in Ricklingen) und die „kalten“ Berliner hatten ihn bei seinem ersten „Weltgang“ gerade so abgestoßen, als die gefährliche Sirene Wien sogleich ihren unwiderstehlichen Zauber auf ihn übte. Wer begreift das nicht? Welcher Poet würde noch heute ihm

nicht nachempfinden? Oesterreich war damals noch mehr als heute das Land der Dichter — Grillparzer, Anastasius Grün, Nicolaus Lenau — und Wien damals wie heute die Stadt der schönen Wienerinnen. Freilich sagt er sich auch, daß im Metternich'schen Wien unter Rosen die Schlange lauere. „Weib Potiphar's — laß' meinen Mantel fahren!" ruft er aus und reißt sich los mit den Worten:

Der Tag bricht an — Gottlob! ich hab mich wieder:
Die Lieb' ist viel; doch ist die Freiheit mehr!

Aber auch Jenny Lutzer ist eine Wienerin; und als sie nach London zieht und er ihr nicht folgen kann, tröstet er sich damit, daß er sie bei ihrer Heimkehr, „der erste dort am Strand", empfangen werde:

Und nimmer wieder von Dir lassen
Und immer mit Dir ziehn,
Strom auf, Berg ab, durch Städt' und Gassen,
Bis in Dein liebes Wien.

In der That sollte die Stadt seines Herzens die werden, welche dem unablässig Ringenden den ihm gemäßen großartigen Wirkungskreis bot. Doch war inzwischen auch seine Meinung über Berlin eine wesentlich andere geworden, wie ja Berlin selbst sich ganz umgestaltet hat — ob in allen Stücken zu seinem Besten, werde hier nicht erörtert.

IX.

Das Berlin, welches Dingelstedt kannte, war das der Zeit Friedrich Wilhelm's IV.; und wenn er an das tastende Dilettiren, das vorsichtige Zurückweichen, an den Gegensatz der alternden Romantik und des jungen Deutschlands, wenn er daran dachte, daß die neuen Talente, Gutzkow und Laube hier keinen Platz fanden und der 68jährige Tieck berufen ward: dann mochte er in einer seiner „Ghaselen aus Alt-Berlin" wol höhnen:

Nein, Rüben und Kadetten zieht, Kartoffeln und Magister groß,
Doch Dichter wuchern nicht empor, wo man verlegenen Samen streut.

Und Rückert, der gleichfalls nach Berlin gezogen worden, war ja auch bald genug wieder gegangen! Daß Dingelstedt aber auch damals schon für das, was ächt in Berlin war, Anerkennung gehabt, zeigt sein schönes Gedicht „Am Grabe Chamisso's":

Wo habt Ihr mir den Alten hingebettet?

Ferner auf „die Brüder Grimm" — die Hessen-Dioskuren, die des heimathlichen Dichters Segen dorthin begleitet:

— — wohin sie Königs-Wort berufen,
Erhaben über Furcht und bösen Schein.

Aber doch trat erst mit der Wandlung, welche die Geschicke Deutschlands im Jahre 1866 nahmen, auch die Wandlung von Berlin ein; und damals war es, daß Dingelstedt — kurz vor seinem Abgang von Weimar nach Wien — „dem König von Preußen“ (1. August 1866) die folgenden prophetischen Worte sang:

Dein Ahnherr auf der großen Brücke
Hat einst auf schmalem Grund gebaut;
Kaum breiter Jener mit der Krücke,
Der Dir in's Fenster täglich schaut.
Sei mehr als sie! Setz auf die Zinne
Dem Hohenzollern-Staat und Haus;
Bau' Du sie, doch in rechtem Sinne,
In Deutschland baue Preußen aus.
— — — — — — — — —
Wag's um den letzten Preis zu werben
Und mit der Zeit, dem Volk zu gehn:
König von Preußen, Du mußt sterben,
Als deutscher Kaiser aufzustehn!

Man hat Dingelstedt in seinen früheren Jahren nicht mit Unrecht antipreußische Gesinnung vorgeworfen, in seinen Gedichten vor 1866 bekennt er sich offen genug dazu; doch sehr ungerecht würde sein, daraus zu folgern, daß das oben angeführte Gedicht mehr eine captatio benevolentiae gewesen sei, mit irgend welcher Nebenabsicht auf die Entschließungen oder den Einfluß einer gewissen allerhöchsten Person, als ein spontaner Ausdruck der aus den Ereignissen gewonnenen Anschauung. Diese Beschuldigung darf ohne Weiteres zurückgewiesen werden. Dingelstedt war ein viel zu kluger Mann, um sich, selbst wenn sein Ehrgeiz dahin ging, nicht sagen zu müssen, daß in Berlin

kein Platz für ihn sei; vielmehr wies Alles ihn nach Wien hin, wo ja kaum ein Jahr später er auch wirklich auf der Stelle stand, nach welcher er so lange und so beharrlich gestrebt hatte. Nein! — was man Dingelstedt auch vorwerfen mag: das dichterische Wort hat er immer in Ehren gehalten; nichts von dem, was er als Dichter gesprochen, hat er je zu widerrufen oder zu verleugnen gebraucht. Es mag sein, daß in gewissen Momenten seines Lebens ihm der Freiherr höher galt als der Dichter; aber in keinem ist er ein Abtrünniger gewesen, und unter den Fahnen, welche sich in seinem Festspiel zur Eröffnung des neuen Opernhauses in Wien (25. Mai 1869) vor der Kaiserloge neigten, war auch sie:

— im Zug die letzte, nicht im Herzen,
Du heil'ges deutsches Banner, schwarz=roth=gold.

Der Freiherr, der k. k. Hofrath, der Director des Burgtheaters hat nicht ein einziges der „Lieder des kosmopolitischen Nachtwächters" unterdrückt, als er seiner Gesammtausgabe diese Sammlung einverleibt, welche zur Zeit ihres Erscheinens nicht nur mit der Acht und Aberacht des deutschen Bundestages belegt, sondern auch, zusammen mit Hoffmann von Fallersleben's „Unpolitischen Liedern" den Grund abgaben, weshalb „alle, jetzt und künftig in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg erscheinenden Schriften u. s. w." in Preußen verboten wurden, so daß Heine in seinem ersten Gedicht an Dingelstedt („Bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris", 1842) wol sagen konnte:

Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir athmen frei in der freien Natur;
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So schwindet am Ende von selbst die Censur.

Nach Abzug dessen, was auf Rechnung der während der vierziger Jahre nun einmal unvermeidlichen Phrase zu setzen ist, wird man kaum etwas Anderes in Dingelstedt's politischen Gedichten finden, als was damals in der Brust jedes patriotisch und vernünftig gesinnten Deutschen sich mehr oder weniger deutlich regte: Unwillen über die Kläglichkeit des Polizeiregiments, die Misère der Kleinstaaterei und Sehnsucht nach nationaler Einigung.

Darin stimmten die beiden Jugendgenossen vollkommen überein; und wenn später dennoch Entfremdung zwischen ihnen eintrat, so bin ich über den Grund derselben hier allerdings nur auf die Vermuthung angewiesen. Denn weder der Eine, noch der Andere haben sich darüber jemals gegen mich ausgesprochen. Möglich, daß in dem noch ausstehenden dritten Bande von Oetker's „Lebenserinnerungen" sich eine Aufklärung finden mag. Vielleicht auch paßt auf dieses Freundschaftsverhältniß, was Dingelstedt einmal von einem andern, dem zu Freiligrath, gesagt hat: „Die intime Geschichte dieser und vieler größerer Zerwürfnisse ist noch zu schreiben und wird noch geschrieben werden, wenn einmal die Personalchronik der politischen Lyriker an das Licht treten darf." Und wenn spät eine Wiederannäherung stattfand mit Freiligrath, nicht aber mit Oetker: war es etwa, weil Herzensbeziehungen einmal gelockert, um so schwerer sich wieder anknüpfen, je intimer sie vorher gewesen? So viel darf

gesagt werden, daß Friedrich Oetker, trotz seiner poetischen Anwandlungen, vorwiegend der politische Kopf, und Franz Dingelstedt, trotz seiner politischen Anwandlungen, zuerst und zuletzt der poetische war; daß der Eine die Verwirklichung seiner Ideale sich nicht ohne die Hohenzollern zu denken vermochte; während der Andere, mit vielen der Bevorzugtesten und Edelsten unseres Volkes die Regeneration Deutschlands lange nur von den Habsburgern erwartete. Der Gegensatz war historisch und durch die Natur der Dinge gegeben; er verpflanzte sich in die Seele der Nation, er riß Nord- und Süddeutschland auseinander, er machte einen blutigen Krieg nothwendig und bedurfte eines anderen zu seiner — wie wir hoffen wollen — völligen Ausgleichung. Er trennte, so scheint es mir, auch die beiden Freunde; Dingelstedt gravitirte nach Wien, Oetker nach Berlin. Was damals zwischen Berlin und Wien gestanden, drängte sich auch zwischen sie; nicht gerade sichtbar, aber fühlbar:

Die Zwietracht, die das erste Volk der Welt
Auf eine Stufe mit dem letzten stellt.

(Zum Shakespeare-Jubiläum, Weimar 1864.)

Uebrigens, wenn irgend Einem, so durfte man jenen politischen Irrthum dem Poeten verzeihen, welcher „das Oesterreich, an Siegen und an Ehren reich", in einem ganz anderen Glanze deutscher Gedichte, deutscher Dichtung und Sage strahlen sah, als das nüchterne Preußen; welcher dem Erzherzog-Reichsverweser in froher Willkommsstimmung wol zurufen mochte:

Du bist der Tiroler Bauer, Kaiser ist das Volk geworden;
Schwindelnd steht es auf der Klippe, Wetter droh'n von Süd und
Norden. . .

— — — — — — — — — — — — — —

An der Zukunft goldne Ziele führ' uns von der Martinswand:
Max, Dein Kaiser ruft! Tiroler Hans, gieb ihm die treue Hand.

Oder welcher, als der mit so großem Enthusiasmus unternommene Versuch einer Wiedererweckung des deutschen Reiches kläglich gescheitert, den Abschied des Erzherzogs mit dem bittern Worte begleitete:

War es die Schuld des wackren Mannes,
Daß in der Wüste zu Berlin
Auf ihn, den taufenden Johannes,
Noch kein getaufter Christ erschien?

Was der Dichter zu schauen und zu feiern begehrte, war ein heroischer Act, ein Mann und eine That; kann es Wunder nehmen, daß er der Aermlichkeit dessen gegenüber, was sich damals in den Marken und nicht viel später in Olmütz begab, mit jubelndem „Victoria!" den Adler Oesterreichs begrüßt, wie er von Mailands Dom gen Turin und Rom „gewitterfroh" hernieder blitzt? War doch ein großer Theil der deutschen Liberalen selbst im Jahre 1859 noch in den gleichen Anschauungen befangen und weit davon entfernt, die Identität der Einheitsbestrebungen in Deutschland und Italien zu erkennen, den Ausschluß Oesterreichs von dem einen und dem andren zur Bedingung ihrer Verwirklichung zu machen. Noch war auf der Weltbühne nicht jener neue Mann erschienen, welcher mit der historischen Tradition brach, der Zeit ihr eignes Gesetz gab, der nüchternen Verständigkeit, der Prosa der Thatsachen das Feld gewann, und nicht

mit Begeisterung und Poesie, sondern mit der ultima ratio regum, dem Kanonendonner von Königgrätz die deutsche Frage löste. Die Lyrik kam erst hinterdrein, und Gott weiß es! — sie war meistens recht herzlich schlecht.

Aber zu Denen, welche sogleich den im nationalen Sinne nothwendigen Abschluß jenes entscheidenden Tages voraussahen und voraussagten, gehörte Dingelstedt; und fürwahr, nicht Anbetung des Erfolgs, oder Furcht, oder Hoffnung, sondern der alte „blinde Hessentrotz", der vor der Gefahr die Augen schließt, war es, der ihm das Gedicht an den König von Preußen eingab.

Als Dingelstedt ein Decennium später, in den schönen warmen Junitagen des Jahres 1876 in Berlin war, da konnte er sich ganz dem Gefühle hingeben, unter Freunden zu sein. Es war das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Generalintendanten der königlichen Schauspiele, Herrn v. Hülsen, zu welchem Dingelstedt als Repräsentant des k. k. Hoftheaters in Wien erschienen war. Wer Zeuge der Ovationen gewesen, die dem langjährigen und verdienten Leiter der beiden Berliner Hofbühnen von allen Intendanzen Deutschlands dargebracht wurden, dem wird unvergessen geblieben sein, wie allgemein die Bewegung war, als Dingelstedt in die Mitte des glänzenden Kreises trat, welcher an jenem Morgen den Concertsaal des Opernhauses erfüllte. Einundzwanzig Jahre waren vergangen, seitdem ich ihn zuerst im Hause seines Vaters zu Rinteln gesehen. Heute sah ich ihn, strahlend in allen Ehren, die er sich selbst erworben, mit den Sternen und Bändern der höchsten Orden, als österreichischen Freiherrn und obersten Leiter desjenigen Kunstinstituts, welches sowol

durch seine Traditionen als seine gegenwärtigen Leistungen den ersten Rang einnimmt. Obwol nunmehr ein Zweiundsechzigjähriger, war seine Erscheinung doch imposant, seine hohe Gestalt ungebeugt, sein braunes Haar, wenn nicht mehr ganz so üppig, wie damals, doch sonst kaum von der Zeit berührt, und seine männliche Stimme volltönend und außerordentlich wohlklingend, als er begann: „Im Namen Sr. kaiserlichen und königlichen Apostolischen Majestät!“ Die feierliche Pracht des Saales, dessen Verhältnisse vom reinsten Ebenmaß, dessen Säulen und Wände weiß, ohne jeglichen Schmuck sind, erhöhte den Eindruck seiner Persönlichkeit und seines Wortes; und mir war, als ich über so viele Jahre rückwärts dachte, in die kleine Stadt und das kleine Haus an der Weser, an den gemeinsamen Schauplatz seiner und meiner Jugend, als ob in der That für die Einen das Leben ein Traum, und für die Anderen der Traum das Leben sei. Mein Freund und Landsmann Dingelstedt gehörte sicher zu der letzteren Kategorie; denn mit der Sentimentalität macht man freilich keine Carrière, wie diese, und es hat wol mancher klugen Wendung, manches geschickten Ausweichens, manches harten Stoßes und Gegenstoßes, aber ganz gewiß auch einer nicht minder bewunderungswürdigen Festigkeit des Vorhabens bedurft, um aus der bescheidenen Stellung eines kurhessischen Gymnasiallehrers zu der höchsten, die für ihn erreichbar war, emporzusteigen. Während seiner Anwesenheit in Berlin hatte die „Deutsche Rundschau“ ihrem berühmten Mitarbeiter zu Ehren ein Souper veranstaltet, zu welchem alle literarischen Celebritäten der Hauptstadt Einladungen erhalten und angenommen hatten.

Es war eine Tafelrunde, wie sie selbst in Berlin sich nicht oft zusammenfinden mag, voll ungebundener Heiterkeit und einem Gefühle der Collegialität, welches durch die Gegenwart unseres geistreichen, von pikanten Bemerkungen übersprudelnden Gastes noch erhöht ward. Er war in seiner allerbesten Laune. „Hier," sagte er, indem er einen auf ihn ausgebrachten Toast erwiderte, „hier bin ich wahrhaft unter meinen Pairs. Glaubt doch nicht, meine lieben Freunde, daß ich jemals aufgehört hätte, mich als Schriftsteller zu fühlen. Glaubt doch nicht, daß, wie mein unsterblicher Freund Heinrich Heine von mir gesagt, die langen Fortschrittsbeine sich in Rückschrittsbeine verwandelt hätten; oder daß ich, wenn ich das Nachtwächterhorn an den Nagel gehängt, darum gedacht habe: „mag tuten wer will für den deutschen Janhagel". Im Gegentheil; mit meiner ganzen Vergangenheit, auf die ich stolz bin, verlangte mich's, den Leuten, welche den deutschen Schriftstellerstand geringschätzen, zu zeigen, daß ein Schriftsteller nur zu wollen braucht, um ebensoviel zu sein, als sie, und vielleicht noch ein Bischen mehr; daß es wol etwas mühsamer, aber darum nicht weniger ehrenvoll sei, mit nichts als den Mitteln des Geistes zu gewinnen, was Anderen durch Geburt oder Geld zufällt; und ich scheue mich nicht, hier in diesem vertrauten Kreise zu gestehen, daß ich bei Allem, was ich erstrebte, nur den Schriftsteller im Auge hatte; daß ich mich niemals von meinem Stande losgesagt habe und immer bereit bin, für die Ehre und Interessen desselben einzutreten; daß ein Schriftsteller zu sein, mein letzter Gedanke sein wird, wie es

mein erster war, und daß mir von allen meinen Titeln der, Euer guter Camerad zu heißen, der liebste ist.“

Und unser guter Camerad war er und blieb er bis an sein Ende. Mag er, von dem Impulse jener nur allzu kurzen Sommernacht hingerissen, uns in den verborgenen Winkel seines Innern haben sehen lassen, den er sonst nur Wenigen und auch diesen nicht oft gezeigt hat: was er sprach, kam aus dem Herzen und ich, der ich namentlich in den letzten Jahren seines Lebens sein ganzes Vertrauen besaß, weiß, daß es ihm Ernst damit war. Mit mir überlegte er den Plan der Gesammtausgabe seiner Schriften, welche veröffentlicht zu haben der Verlagsfirma der „Deutschen Rundschau“ zur Ehre gereicht; und wenn ich jetzt einen Band des schönen Werkes, welches die Summe seines dichterischen Schaffens enthält, in die Hand nehme, so bin ich dankbar dafür, daß es mir noch vergönnt war, an diesem seinem besten und unvergänglichen Denkmal mitzuhelfen. Die Zögerung von nur ein paar Jahren wäre verhängnißvoll gewesen.

Das Fest war vorüber; der Morgen dämmerte schon, als wir unter die Linden hinaustraten; der erste Tagesstrahl färbte die Bäume, deren Blüthen um diese Zeit des Jahres so berauschend duften, und der Gesang der Vögel klang durch die stillen Straßen.

„In deinen Linden wohnt kein Lenz, kein Herz in den Palästen,“

recitirte ich nun einen Vers aus Dingelstedt's Nachtwächterzeit. „Sie haben ein beneidenswerthes Gedächtniß, Landsmann,“ erwiderte er, indem er mir die Hand auf die Schulter legte; „aber, glauben Sie mir, es ist ein

anderes Berlin, als vor 36 Jahren, eine andere Welt — per tot discrimina rerum tendimus Latium."

Nun sprach ich auch von Oetker. — „Ist er hier?" fragte Dingelstedt. — „Ich zweifle," sagte ich; „der Reichstag ist geschlossen und er wird schon in Hessen sein. Er theilt seine Zeit treulich zwischen Berlin und Kassel, wenn er in den Dörfern und Städten von Schaumburg nicht etwa sich seinen Wählern präsentirt. Am Reden hindert ihn sein altes Halsleiden; weder im Reichstag, noch im Landtag hat er kaum jemals gesprochen. Es ist aber auch nicht nöthig; sie hängen dort so fest an ihm, daß er sich nur zu zeigen braucht, und sie geben ihm ihre Stimmen." — „Daran erkenn' ich meine Schaumburger," sagte Dingelstedt. „Der alte Knabe!" setzte er wehmüthig lächelnd hinzu; „Gott erhalte ihn noch recht lange bei seiner Heiserkeit."

Wiedergesehen haben sie sich weder damals noch später; aber vorher und nachher, wenn ich an den langen Winterabenden, in seiner kleinen Wohnung am Askanischen Platze den einsamen Landsmann besuchte, der ganz vergnügt bei seinem bescheidenen Nachtmahl, einem Glase Milch und einer trocknen Semmel saß, dann sprachen wir oft von den alten Zeiten und von Franz Dingelstedt. Er trug ihm Nichts nach; aber seit Jahren schon hatte jede directe Verbindung zwischen ihnen aufgehört. Wie gern hätte ich die beiden Landsleute noch einmal zusammengebracht, mit welchen so viele meiner eigenen, besten Erinnerungen sich verknüpfen!

X.

Um diese Zeit auch war mein persönlicher sowol als brieflicher Verkehr mit Oetker besonders lebhaft. Er hatte ganz in der Stille begonnen, eine Reihe von Geschichten „aus dem norddeutschen Bauernleben" unserer gemeinsamen Heimath zu schreiben. Nicht ohne Schüchternheit machte er mich mit einem dieser Versuche bekannt, und mit einem gewissen Mißtrauen ging ich an die Lectüre. Denn, wenngleich Oetker der politischen Sache, die er vertrat, als Publicist große Dienste geleistet hat, so war er doch niemals ein geschulter Schriftsteller, und trotz des dichterischen Empfindens, das sich namentlich in den „Helgoländer Sonetten" (Lebenserinnerungen, II. 307—322) ausspricht, noch weniger ein „gelernter" Dichter. Weder hielt ich ihn dafür, noch auch glaubte ich, daß er sich selber dafür halte. Die Vorliebe, mit welcher er in seinem Memoirenwerk immer wieder auf seine dichterischen Versuche zurückkommt, maß ich, da die mitgetheilten Proben kaum etwas Charakteristisches haben, zum einen Theil der umständlichen Genauigkeit des Autobiographen, zum andren einer gewissen, verzeihlichen Eitelkeit des Mannes zu, der sonst so wenig Wesens von seinen wirk-

lichen Verdiensten macht. Was jedoch in dieser Hinsicht auf dem Grunde seiner Seele vorging, sollte ich erst nach seinem Tode erfahren. Eine langjährige Freundin, die dem Verstorbenen besonders nahe gestanden, schrieb mir: „Der Poet spielte in des alten Freundes Natur eine so große Rolle! Als Sie, in Ihrer Besprechung seiner Lebensgeschichte (Deutsche Rundschau, Februar 1878, S. 294 ff.), Gedichte Dingelstedt's, aber keins von ihm selbst anführten, war er traurig und sagte wiederholt: Sehen Sie, das ist ein Bild meines Geschickes! ein befreundeter, mir wohlwollender Mann druckt, in einer Besprechung meiner Lebensgeschichte, Gedichte eines Andern! ... Mir erschien Friedrich Oetker immer so unglücklich, wie ich nie einen zweiten Menschen gekannt! Eben der Poet in ihm war es, der seine Sehnsucht nach Glück, nach irgend einer Erfüllung innerster Hoffnungen nicht sterben ließ. In der Chambre Garnie des Askanischen Platzes hat er Anklagen gegen das Schicksal so verzweifelter, wilder Art ausgestoßen, daß ich nicht ohne Herzbeklemmung daran denken kann. Und früher schon sagte er mir einmal: Der bitteren Thränen, die ich geweint, sind so viele ....“ Diese Worte, welche mir gleichsam aus seinem Grabe heraufklangen, haben mich tief erschüttert; aber, wenn sie Nichts an den Thatsachen ändern konnten, erfüllten sie mich mit neuer Hochachtung vor dem einsamen, starken Manne, der einen solchen Kampf siegreich in sich durchgekämpft; der nur die vertrauteste Freundin in sein schmerzbewegtes Inneres blicken ließ, der Welt aber das heitere Gesicht Dessen zeigte, der seine Pflicht erfüllt und seine Schuldigkeit gethan hat. In diesem Sinne dürfen

wir wol den schönen Worten Oetker's aus dem Jahre 1849, welche ich auf das erste Blatt dieser Erinnerungen geschrieben habe, eine andere noch als bloß politische Deutung geben: es spricht sich in ihnen, vielleicht im Hinblick auf den poetisch so viel reicher begabten Freund, die schwer errungene Selbsterkenntniß und die Selbstentsagung aus, welche — nachdem sie sich dahingebracht, neidlos anzuerkennen — auch den eignen Frieden wiedergefunden hat. Diesen Eindruck will ich festhalten; er erklärt mir jenes Geheimniß und giebt zugleich meinen eigenen Beziehungen zu Oetker einen freundlichen und versöhnenden Abschluß, um so mehr, als meine Anerkennung seines letzten schriftstellerischen Werkes ebenso warm als aufrichtig war.

In der That, seine „Bauerngeschichten“ mit ihrem naturwüchsigen Humor und ungesuchten Pathos ergriffen mich tief; und wenn ich einen Theil der Wirkung auch auf den mich so nahe berührenden Gegenstand, den heimathlichen Schauplatz und das Schaumburger Platt bringen will, welches ich seit meiner Kindheit nicht mehr in solcher Vollkommenheit gehört hatte: so blieb doch, nach dem Zeugniß Anderer und Unbetheiligter genug, um die Veröffentlichung in der „Rundschau“ zu wagen. Oetker war sehr zufrieden damit. „Aber bis September dürfen Sie mir mit dem Abdruck nicht warten! Sagen wir vielmehr Juli. Mit vollendeten 71 Jahren hat man Eile, große Eile,“ schrieb er mir einmal. „Bedenken Sie,“ schrieb er mir ein andermal, „daß ich ein alter Mann bin und doch noch erleben möchte, die Geschichten gedruckt zu sehen.“ Nun, er hat es erlebt, und auch noch die

Freude gehabt, diese hübschen Sittenschilderungen, — denn das sind sie mehr noch als Erzählungen — in einem sauber ausgestatteten Bändchen (Berlin, Paetel 1880) erscheinen zu sehen. Den Gegenstand unserer letzten Gespräche bildete fast ausschließlich der dritte (Schluß-)Band seiner Memoiren. Ich habe Grund zu glauben, daß das Manuscript desselben sich druckfertig in seinem Nachlasse finde — Stücke daraus sind bereits in verschiedenen Zeitschriften erschienen — und hege keinen lebhafteren Wunsch, als den Band veröffentlicht zu sehen.

An einem jener langen Sommernachmittage, im Juli 1880, kurz vor meiner Abreise nach Belgien, wo damals die Vorbereitungen zu dem Nationalfeste der fünfzigjährigen Unabhängigkeit getroffen und die Gäste des Auslandes erwartet wurden, kam ich, um Abschied von Oetker zu nehmen — wenig ahnend, daß es ein Abschied für immer sein solle. Die Abendsonne, welche über den Häusern der kleinen Straße hereinschien, ließ ihr letztes Licht auf das Bett fallen, in welchem mein Landsmann halb emporgerichtet saß. Zu seinen Häupten, auf einem Schreibtisch, befanden sich einige Bücher und die Mappe mit seinen Papieren; neben dem Bett und an den Wänden standen ein paar Rohrstühle. Die Fliegen summten an den Fenstern; sonst war es still und einsam in diesen Räumen. Oetker war seit Wochen wieder leidend, aber darum nicht weniger gesprächig. Erinnerungen wurden in ihm wach an Belgien, an die Herrlichkeit der alten belgischen Städte, namentlich Gents, in welchem er jahrelang als Flüchtling gelebt, und an die dortigen Freunde. Sein Buch über Belgien begleitete mich und in Gent

selbst, in dem Rathhaus, in dem Saal, in welchem die Pacification von 1576 beschworen worden, gedachten wir hinwiederum, während das Glockenspiel sein Mittagsgeläut erklingen ließ und auf den farbigen Fenstern sich der Schatten des alten Belfrieds abzeichnete, des Freundes, welcher der vlamischen Sprache das Verständniß des Niederdeutschen und der vlamischen Renaissance das warme Herz des geächteten Patrioten entgegenbrachte. Hier, in der Fremde liefen unsere Wege noch einmal zusammen; aber als ich, spät im November, heimkehrte, war ich so sehr von meiner Arbeit in Anspruch genommen, daß ich den längst beabsichtigten Besuch bei dem Freunde von einem Tage zum andern, von einer Woche zur andern verschob. Er wohnte nicht mehr in meiner Nähe, sondern in einem entfernten Stadttheile Berlins. Seit der Rückkunft aus Hessen, in welchem er, wie in jedem, so auch in diesem Jahre den Sommer zugebracht hatte, war er in das Augusta-Hospital übergesiedelt, nicht etwa, weil er sein nahes Ende geahnt, sondern weil er dort bessere Pflege und raschere Heilung zu finden hoffte.

Die letzte Postkarte von ihm empfing ich zwei Tage vor seinem Tode, Dienstag, den 15. Februar, aus dem Augusta-Hospital. In der heitersten Laune von der Welt — „zwar noch lange nicht hergestellt, aber doch in leidlichem Krankheitszustande“ — beklagt er sich, daß ich ihn auf meinen Besuch ungebührlich warten lasse. „Zwar ist der Weg lang; aber „eines Bären fette Keule“ war doch wol zur Ausrüstung nicht nöthig. Also sehen Sie sich nach dem Norddeutschen im Nordwesten Berlins einmal bald um.“ Meine zusagende Antwort, welche mit der ersten

Post am Morgen des 17. eintraf, hat ihn nicht mehr erreicht: in der Nacht war er an einer Gehirnlähmung gestorben, nachdem er — wie er mir kurz zuvor scherzend einmal gesagt — „72 Jahre gelebt und 63 Jahre krank gewesen war". In der Kapelle des Hospitals, in welchem er gestorben, ward seine Leiche eingesegnet. Aber so sehr trennt das Leben der großen Stadt, daß ich aus der Zeitung erst von der Feierlichkeit erfuhr, als sie längst vorüber und die sterblichen Reste Friedrich Oetker's nach Kassel übergeführt worden waren, wo sie unter großer Theilnahme der Bevölkerung beigesetzt wurden.

Während seines ganzen Lebens war er ein Freund der Armen gewesen, und ein eifriger Förderer jedes gemeinnützigen Zweckes. Er besaß in hohem Grade den Gemeinsinn und brachte demselben, bei seiner eigenen Bedürfnißlosigkeit, nicht unbeträchtliche Opfer. Von der recht ansehnlichen Entschädigungssumme, welche der preußische Staat als Rechtsnachfolger des kurhessischen wegen unrechtmäßiger Entziehung der Anwaltschaft ihm zu zahlen hatte, behielt er Nichts für sich, sondern überwies die eine Hälfte an die deutsche Invalidenstiftung, das germanische Museum, den Verein für Volksbildung und verausgabte die andere zur Begründung einer Volksbibliothek in Kassel. Im Gymnasium zu Rinteln lebt der Name des wackeren Mannes fort im „donum Oetkerianum", einer Schenkung von Bildern aus dem classischen Alterthum und Ansichten classischer Landschaften, welche die Räume der Prima, Secunda und Quarta schmücken. Auch die Honorare, welche seine literarischen Arbeiten ihm eintrugen, hat er niemals berührt; sie wurden regelmäßig

an Wohlthätigkeitsanstalten seines Vaterlandes gesandt, namentlich an das Diakonissenhaus in Treysa, in welchem er sich ein Kämmerlein reservirt hatte. Sein Wunsch, in diesem Kämmerlein zu sterben, ist ihm nicht erfüllt worden; aber auf dem Neuen Friedhof zu Kassel ruht er doch nun in hessischer Erde, während sein Name als der eines der Mitbegründer der deutschen Einheit nimmer verlöschen wird.

Vier Wochen später saß ich an dem Krankenbette Franz Dingelstedt's. In den prächtigen Räumen seiner Wohnung am Heumarkt in Wien herrschte gedämpfte Trauer. Alle die kostbaren Andenken seines an Ehren so reichen Lebens — auch der silberne Becher darunter, welchen ihm einst bei seinem Abschiede von Kassel die Gymnasiasten, seine Schüler, gewidmet — standen oder lagen auf den Tischen, wie mit einem Flor verhangen. Die beiden Töchter Dingelstedt's, Frau Gabriele Preschern von Heldenfeldt, die aus Triest herbeigeeilt war, um dem leidenden Vater nahe zu sein, und die Baronesse Susanne von Dingelstedt, die ihn niemals verlassen, empfingen mich. Seltsam und schwermüthig klangen durch unsere Gespräche die Namen meiner Kindheit — Rinteln, die Weser, Onkel Bornemann. Dann, durch ein Vorzimmer, geleiteten sie mich bis zur Thüre der hohen Krankenstube, welche dämmrig erleuchtet war von dem Lichte des kalten, trüben Märztages. Man erlasse mir zu schildern, wie ich den Freund wiederfand — es war ein trübseliger Anblick, die stolze Gestalt hülflos hingestreckt zu sehen. Die Farbe seines Antlitzes war bleich und wächsern, es war abgemagert, und seine vornehm geformte Hand hager und

knochig; seine Stimme war gebrochen, aber nicht sein Geist. Manchmal, in unsrem nothwendig kurzen Gespräch, brach bei dem schwer Leidenden der alte Humor und Sarkasmus durch. Bei meinem zweiten Besuche fand ich seinen Geist und seine Worte noch frischer, als das erstemal. Nur der erlöschende Glanz seines einst so strahlenden Auges erinnerte mich daran, daß ich einen Sterbenden vor mir habe — würde mich daran erinnert haben, auch wenn ich nicht am Tage zuvor von einer medicinischen Autorität gehört hätte, daß es sich nur noch um Tage und im besten Fall um Wochen handle. Wiewol seit einem Monate in einem hoffnungslosen Zustande, von den heftigsten Schmerzen gemartert und durch Schlaflosigkeit entkräftet, nahm er doch immer noch regen Antheil an den Geschäften des Theaters. An seinem Bette traf ich Herrn Gabillon mit dem Wochenrepertoire. Als dieser gegangen, und außer mir nur noch ein gemeinsamer Freund anwesend war, ergriff ich Dingelstedt's Hand und wir sprachen von vergangenen Zeiten. Plötzlich richtete der Kranke an mich die Frage: „Haben Sie Fritz Oetker lange nicht gesehen?" Ich schwieg; aber durch Unvorsichtigkeit des Andern erfuhr er, daß der alte Jugendkamerad nicht mehr sei. Diese Nachricht machte einen unverkennbar tiefen Eindruck auf den Kranken. „Dann ist es Zeit, daß auch ich mich auf die Abreise gefaßt mache," sagte er. — „Keine Rede davon," suchte ich scherzend abzulenken; „Sie haben noch fünf Jahre zu gut, und sind mir außerdem Ihre Schaumburger und Hessischen Erinnerungen für die „Rundschau" schuldig." Er lächelte

trübe und wehrte langsam ab und ist mir in der That diese Heimatherinnerungen schuldig geblieben.

Als ich ihn, schweren Herzens, verließ, da wußte ich, daß ich Franz Dingelstedt nie mehr wiedersehen würde. —

In seinem Memoiren-Entwurf ist der siebente und letzte Abschnitt überschrieben: „Wiener Haupt- und Staatsactionen. 1867 bis 19??“ — und dann heißt es weiter: „Wo die Biographie aufhört, beginnt der Nekrolog, welchen ich, vorsichts- und sicherheitshalber, ebenfalls eigenhändig zu besorgen gedenke.“ Nur zwei Jahre vor seinem Tode hatte er in der vollen Kraft und Zuversicht des Lebens diese übermüthigen Worte geschrieben. Nun sind die beiden Fragezeichen beantwortet; und an die unvollendete Biographie schließt sich der fragmentarische Nekrolog.

Ich erhielt die Nachricht von seinem Tode, vier Tage nachdem er gestorben und zwei Tage nachdem er begraben war, in London. Es war um Mitternacht, und ich kam aus der Italienischen Oper von Coventgarden, demselben Hause, wo vierzig Jahre früher, auch in einer Londoner Season, Jenny Lutzer gesungen und Dingelstedt sie gehört hatte. Nun war die Musik verstummt, der Vorhang gefallen. Das Blatt, welches mir die Todesnachricht brachte, lag auf dem Tische. Die Nacht war kummervoll und ich konnte kaum den Morgen erwarten, um meinem Schmerz in einigen nach Wien gesendeten Worten Luft zu machen. Mein Weg zum Telegraphen-Bureau führte mich an den Rand von Hydepark, auf dessen grünen Rasenflächen längs der Wasser des Serpentine schon einige Reiter und Equipagen sich zeigten. Ja, dies ist derselbe Hydepark, dessen

buntes und elegantes Schauspiel, wenn um die heiße Mittagszeit das high-life von Belgravia sich in Rotten Row tummelt, Dingelstedt einst so sehr entzückt und welches er in einem seiner schönsten Gedichte, dem „Roman“, so fascinirend geschildert hat —

Phantastisches Bild, so fremd und so wild,
Zwischen Erde schwebend und Himmel —

Tausend Erinnerungen erwachten in mir an die eigene Frühlingszeit in England, an meinen ersten Aufenthalt in London, an die Freunde, die ich hier gehabt und die nun alle todt sind, an Freiligrath und Johanna Kinkel, an Emanuel Deutsch und Max Schlesinger. . . .

Ich erinnerte mich, daß Dingelstedt in London, seinem „überaus geliebten Babel“ noch einmal, zu Anfang der sechziger Jahre war, auf der Reise nach Schottland und begleitet von seiner Tochter Gabriele, welcher Freiligrath damals in Burns'schen Rhythmen sein schönes Lied gesungen:

Heil Deinem ersten Flug vom Nest,
Du junges Blut, Du junges Blut!

Hier nach der langen innerlichen Trennung einer inzwischen vergangenen und veränderten Zeit, sahen die alten Freunde von Rhein und Fulda sich wieder; hier söhnten sie sich aus; hier speisten sie mit einander, „ein Diner von nicht mehr als drei Gedecken, aber ach! — schon mancher Banquo zwischen uns“; und hier, in einer weichen, warmen Augustnacht, in Oxfordstreet, Arm in Arm, „nicht sowol die Hauptstraße der fremden Weltstadt, als das verlorene Paradies unserer Jugend durchwandelnd“, nahmen sie den letzten Abschied. „Da erklang hinter uns die mahnende Stimme des Conducteurs: „'buss,

Sir, 'buss, the last for Hackney!" Der Wagen hielt, er schwang sich auf die Imperiale . . ."

Verödet ist jetzt auch das kleine Haus in Hackney, dessen Thür mir Käthchen Freiligrath so manchmal geöffnet, wenn ich zusammen mit Emanuel Deutsch den weiten Weg hinaus gemacht . . .

Mir ward so weh, mitten in dem fröhlichen Lärm der Londoner Season, dem unaufhörlichen Festzug von Musik und Bildern und Theater, daß ich die Flucht ergriff nach einem stillen Ort an der Küste von Kent, wo ich einmal, vor langen Jahren, mit Deutsch gewesen war. Dort, während das uferlose Meer sich vor meinen Fenstern ausdehnte, kalt und eisig in der Maiensonne, und, von einem starken Nordwest bewegt, mit seinem dumpfen Rauschen die Bewegung meines Inneren begleitete, sammelte ich, was an Erinnerungen in mir war an meinen Freund und Landsmann; und es erschien mir nun nicht mehr so fremdartig, daß ich gerade hier die Nachricht vom Tode Franz Dingelstedt's erhalten mußte, wo mich eine Welt umgab und eine Sprache gesprochen ward, die er nicht weniger geliebt hat, als ich sie liebe. Hat es ihn aus der stillen hessischen Provinzialstadt nicht auch einst hiehergezogen, gleich mir? Hat der unermeßliche Reichthum und die kaum faßbare Größe dieser einzigen Stadt ihn nicht berauscht, wie mich selber vor vielen Jahren?

Und rings, so weit ein Menschenauge reicht,
Von Giebeln, Thürmen, Masten ein Gewimmel,
Und hoch darüber, farblos aber leicht,
Altenglands märchenhafter Nebelhimmel!

Und hat er nicht hier,

Im Sommer Albions, an der Themse Strande,

die Gefährtin seines Lebens gefunden?

Du sangest in Italiens Myrthenwäldern,
Und Lorbeern hat Dir deutsches Land getragen,
Nun nimm die Rose zu von Englands Feldern,
Die Rose, Englands Bild aus alten Tagen.

Und ist die Rose nicht nachmals das Zeichen seines Freiherrnwappens geworden, zum bleibenden Gedächtniß daran, daß er Shakespeare's Königsdramen, diese Tragödien vom Kampfe der weißen und der rothen Rose, der deutschen Bühne neu gegeben hat?

Vielleicht war es Bestimmung, daß der Landsmann dem Landsmann gerade von hier den letzten Gruß nachsenden sollte — aus dem Lande Shakespeare's und seiner Liebe.

Vorüber, vorüber! Der Strom des Lebens fluthet weiter und auch wir sind nur Wanderer, die den Vorangegangenen folgen.

Mit den höchsten Ehren ist Dingelstedt zur ewigen Ruhe bestattet worden. Aber unter den zahllosen und kostbaren Kränzen, welche seinen Sarg in einen Blumen- und Lorbeerhügel verwandelten, fehlte einer — ein Kranz aus heimischem Buchengrün, sowie es um die Maienzeit an den Abhängen der Weserberge duftend knospet, und mit einer Schleife, welche diese Worte hätte tragen sollen: „Der Schaumburger dem Schaumburger“.

XI.

Es ist in dieser Nähe der Betrachtung schwer, den Platz zu bestimmen, welchen Franz Dingelstedt in unserer Literatur einnehmen werde. Daß er niemals ganz daraus verschwinden wird, darf man wol behaupten, wenn er gleich nicht Alles geleistet, was bei seinem Auftreten von ihm als Dichter zu erwarten war. Er entfremdete sich frühe der Literatur, in dem Sinne, daß er durch den größeren Theil seines Lebens, ein volles Menschenalter hindurch, dem Theater sein theoretisches Studium, seine praktische Wirksamkeit gewidmet; und mit welchem Erfolge: das wird einst die deutsche Bühnengeschichte auf einem anderen Blatte zu berichten haben.

„Wer, wie es mir ein günstiges Geschick — (unberufen!!) — beschieden hat, in der deutschen Theatergeschichte seßhaft ist mit dem Münchener Gesammtgastspiel, dem Weimarischen Wallensteintag, der Wiener Shakespeare-Woche," konnte Dingelstedt mit begründetem Selbstgefühl am Schlusse seiner „Faust-Trilogie" (Berlin, Paetel, 1876) sagen, dem wird — so fahren wir unsrerseits fort — auch über dem flüchtig vorbeirauschenden Ereigniß der Ruhm gesichert bleiben, einer der genialsten Bühnenleiter

des Jahrhunderts gewesen zu sein. Wie diese merkwürdige Begabung mit seinem sonstigen Wesen zusammenhing, konnte in diesen Erinnerungen nur angedeutet werden.

Ich führte an einer früheren Stelle derselben eine Aeußerung Dingelstedt's an, daß „jedes Herrschen ein angenehmes, ein berauschendes Gefühl" sei; der Officier, sagt er, empfindet es vor der Front seiner Compagnie, der Professor auf dem Katheder, der Dichter auf der Bühne. Von dem Schriftsteller, welcher still in seinem Stüblein bleibt, wenn seine Bücher in die Welt gehen, spricht er nicht. Das persönliche Hinaustreten, neben oder vor seinem Werke, war ihm Bedürfniß. Er wollte vom Publicum gesehen werden und den Applaus desselben hören. Es ist der nämliche Zug in ihm, der zum Salon und der zum Theater: mit dem ersten Schritt auf das eine wie das andre Terrain zeigt er deutlich, was er will, und ergreift Besitz von seinem Eigen. Wir haben aus Prof. Fliedner's Mittheilungen erfahren, daß Dingelstedt's frühester in die Oeffentlichkeit getretener dichterischer Versuch ein Prolog für die Schauspielertruppe war, welche von Marburg nach Gießen zog. Nachmals, in München, in Weimar, in Wien hat Dingelstedt in dieser Gattung, die er „Theaterreden" nennt, excellirt; eine Sammlung derselben findet sich an der Spitze seines „Theaters" (Sämmtliche Werke, IX), und ich irre mich wol nicht, wenn ich in der ersten: „Bei Eröffnung einer Wanderbühne" jenen Gießener Prolog wieder erkenne. Mag immerhin die spätere Retouche nachgeholfen haben: das Erstaunliche an diesem Prolog ist der sichere Blick des Zwanzigjährigen, der nicht etwa für den poetischen Schein und Schimmer des

Theaters schwärmt, sondern sogleich praktisch zu Werke geht. Man denkt unwillkürlich an den Director des Burgtheaters, wenn Dingelstedt im Jahre 1834 schon seinen Gießener Director sagen läßt:

Oft blüht in einem Wurstelprater
Verkannt, verkümmert ein Talent,
Das, kommt es auf ein Hoftheater,
Die Zeitung ein Ereigniß nennt;
Und umgekehrt: bei reichen Leuten
Kocht man mit Wasser, just wie wir:
Die Bretter, die die Welt bedeuten,
Sind all' aus Holz — das glaubet mir!

In ähnlicher Weise verhält es sich mit den dramaturgischen Beiträgen, welche Dingelstedt sieben Jahre später im „Salon" veröffentlicht hat. Auch hier steht er ganz auf dem Standpunkte des Theaterpraktikers. Was ihn zumeist interessirt, ist Darstellung und Inscenirung: nicht der kleinste Fehler im Costüm oder das geringste Ungeschick eines Statisten entgeht ihm; und wenn ihm auch der Gedanke sehr fern gelegen haben mag, sie selber jemals verwerthen zu können, macht er doch damals schon die treffendsten Bemerkungen über Bühnenleitung und Regie.

Nach einer Notiz im „Salon" (Nr. 49, 1842) muß Dingelstedt noch in Hessen ein Trauerspiel „Das Gespenst der Ehre" verfaßt haben, welches aber, meines Wissens, niemals weder gedruckt noch aufgeführt worden ist; ein zweites, späteres Drama, „Das Haus des Barneveldt", hatte seinerzeit (1850) zwar einen nicht unbeträchtlichen Erfolg, ging aber vorüber und lebt heute wol nur noch in den Blättern seiner „Sämmtlichen Werke". Der Theaterdirector in Dingelstedt überwog den Theaterdichter.

Aber im letzten Grunde waren es doch die feinen Qualitäten des Dichters, welche die Leistungen des Directors zu schöpferischen erhoben; und wenn seine dramatische Kraft nicht hingereicht hat, um aus eigenem Vermögen der Bühne Dauerndes zu geben, so geht die Art, wie er uns Shakespeare vermittelt hat, doch andrerseits wieder weit über die Linie des bloßen Theatertechnikers hinaus und beruht auf dem eigentlichen Fonds einer starken und phantasievollen Künstlernatur, welche die ungeheure Masse des gegebenen Stoffes sicher beherrscht und zur höchsten theatralischen Wirkung bringt.

Wie einst in Fulda der Redacteur des „Salon", so hat auch der Director des Burgtheaters die literarische Bewegung niemals aus dem Auge verloren, sondern ist ihr, oft noch mit der Feder in der Hand, aufmerksam gefolgt. Bei vielen Gelegenheiten, wenn irgend eine bedeutendere Erscheinung ihn zur Anerkennung anregte oder zum Widerspruch reizte; oder wenn einer der literarischen Genossen geschieden war, erwachte der alte Drang in ihm, und die Arbeiten, die also, mitten in der Unruhe seines Berufslebens, entstanden und theils dem „Wanderbuch" (fünfter Band der „Sämmtlichen Werke") hinzugefügt worden, theils in einer selbständigen Sammlung, „Literarisches Bilderbuch", enthalten sind, gehören deshalb zu seinen interessantesten, weil sie die volle Signatur seiner Persönlichkeit tragen und, im raschen Wechsel der Stimmung und Tonart, ihm Gelegenheit gaben, die Vielseitigkeit seines Talentes, die Virtuosität seiner Darstellung und den Umfang seiner auf soliden Fundamenten ruhenden Bildung zu zeigen.

Seine Prosa war von der höchsten Eleganz, voll der feinsten Pointen; wo man ihn aufschlägt, blitzt und sprüht es wie von Funken. Dingelstedt bleibt immer der Dichter mit starker lyrischer, oft sogar sentimental angehauchter Empfindung; immer aber auch der Mann von Geist, der sich in Antithesen bewegt. Diese Eigenschaften des Sprunghaften, der epischen Ruhe ganz Entgegengesetzten, wiesen ihn — ebenso wie Heine — wenn er Prosa schrieb, eher auf die Skizze, den Literaturbrief, kurz auf Das hin, was man gegenwärtig das „Feuilleton“ nennt, als auf den Roman oder die Novelle. Seine Novellen, zumeist Jugendarbeiten, haben heute schon etwas Veraltetes. Nicht deshalb, weil die Verhältnisse, unter denen sie spielen, und die Schauplätze sich geändert haben: weil die Kugel nicht mehr rollt, welche der schönen Comtesse Pauline und dem „Eselfritze“ verhängnißvoll geworden in Ems; weil die Leute nicht mehr auf Dampfschiffen nach Wien zu fahren pflegen, wie Baron von Seligstein aus Berlin, oder nicht mehr mit Fanfaren vom Kirchthurm begrüßt werden, wenn sie nach Karlsbad kommen, wie Graf Dronte und Gräfin Gustel. Sie stehen vielmehr unserer Theilnahme fern, weil sie nicht Das behandeln, was interessant und bleibend aus jeder Zeit für jede Zeit, die Menschen, sondern Das, was von ephemerem Werth und vorübergehend ist, ihre Moden; und obwol ein gewisser vornehmer „abandon“ in ihnen den Dichter und die Gattung charakterisirt, so lassen uns diese Fragen und Probleme ganz äußerlicher Art doch kalt.

Von größerer Bedeutung sind Dingelstedt's Romane, „Unter der Erde“ und „Die Amazone“, wenngleich ersterer

bereits aus der frühesten Zeit des Dichters stammt und dieser selbst ihn nur „eine bloße Studie, eine blasse Farbenskizze" nennt. Aber der Grundgedanke des Buches ist ein moderner und deutlich darin, durch das Treiben der Gesellschaft erkennt man den Ueberdruß und Weltschmerz jener Periode, die Leere des Herzens und die Sehnsucht, aus der erschlaffenden Temperatur, dem Parfüm und der Aesthetik herauszukommen. Der Held des Romans, ein junger Aristokrat, geht, um sich zu befreien und moralisch zu gesunden, unter das Volk; er wird ein Grubenarbeiter. „Uns fehlt es mehr an einer tüchtigen materiellen Kraft," ruft er aus, „an einem äußeren Impuls, an der Verjüngung und Stählung des physischen Lebens, als an geistigen Elementen, die ja genug außer dem Wirklichen schweben und schwanken, ohne daß aus ihren unbefruchteten Atomen eine neue Welt entstünde. Uns thut ein Krieg noth, keine philosophische Schule, eine Revolution, nicht ein diplomatisches System, Blut, nicht Tinte, Flamme, kein Licht."

Diese Worte sind aus dem Jahre 1840, als die deutsche Lesewelt noch im Banne der Tieck'schen Novelle lag; und selbst die neueren Schriftsteller, wie Mosen und Koenig, nur „scheu und unsicher" an Stoffe der Gegenwart gingen, oder wie Immermann, die tüchtigste Realität mit einem Beisatz wunderlicher Romantik verquickten. Dingelstedt, obwol er sich niemals rückhaltlos zum jungen Deutschland bekannte, theilte mit diesem doch die feine Witterung für das Moderne, für die Bedürfnisse, Aufgaben und Ziele der Zeit. In dieser Hinsicht sind die beiden, durch einen Zwischenraum von mehr als fünfundzwanzig Jahren ge-

trennten Romane Dingelstedt's sehr merkwürdig. Als er den einen schrieb, war er noch Gymnasiallehrer in Fulda; und als er den andern schrieb, schon Director des Hofoperntheaters in Wien. Aber in beiden ist derselbe Zug nach dem Realen und derselbe Spürsinn für Alles, was irgendwie oder irgendwo die Gesellschaft bewegt, ja, noch latent in ihr ist. Wie lehrreich, unter diesem Gesichtspunkt, ist ein Vergleich zwischen dem Roman aus dem Anfang der vierziger und dem vom Ende der sechziger Jahre. Jener, ein Roman des Herzens, mit allen Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten des jugendlichen Autors und offenbar entstanden unter dem Einfluß der George Sand, spricht von der Revolution, die wie ein Gewitter in der Luft lag; in diesem, fünf Jahre vor dem „Krach" und zehn vor dem Socialistengesetz entstanden, frägt der Maler Roland den Geldmann Hans Heinrich Krafft, während von draußen das Volk zur Zeichnung von zweifelhaften Actien herandrängt, ob er nicht fürchte, „daß eines Tages ein Sturm, keiner der von Ihnen gemachten, sondern einer von Gottes Zorn, die ganze papierne Herrlichkeit unsrer Zeit über den Haufen bläst und die schaudererregende Ungleichheit unsrer socialen Zustände auf ein allgemeines Nichts zurückführt?"

In demselben Roman, in einem Discurs zwischen dem Grafen Wallenberg, einem Staats- und Lebemann noch ganz aus der alten Schule, und dem Fürsten Paul, welcher schon der jüngern diplomatischen Generation angehört, sagt dieser: „Mit aller aufrichtigen Pietät sei es denn gestanden, Herr Graf, daß wir völlig verschiedene Ausgangspunkte haben. Die Revolution liegt zwischen

uns. . . . Das Individuum tritt überall zurück gegen die Massen, auch in unserm Berufe. . . . Die Diplomatie muß, wohl oder übel, aus ihren Cabineten herabsteigen auf den Markt, an die Börse, in die Kammern und Volksversammlungen, wo eben Geschichte gemacht wird." Nach der Vorschrift, die Dingelstedt dem Diplomaten giebt, sucht er als Romanschriftsteller selber zu verfahren, indem er uns, wie er mit einem leis-ironischen Lächeln sagt, „in bewundernswerth planvoller Oeconomie stufenweise aus einem Höllenkreise der heutigen Gesellschaft in den andern führt" — aus dem Atelier in das Boudoir der Primadonna, aus diesem in das Cabinet des Diplomaten und aus diesem auf die Spitze der socialen Pyramide: das Comptoir. Seine „fashionable Geschichte" von der Amazone ist denn in der That auch das Unterhaltendste, was man lesen kann: reich an Handlung und Figuren, gut componirt, glänzend geschrieben, spannend erzählt und anmuthig bewegt durch das Spiel und Widerspiel des Dialogs, die Schlagfertigkeit und Grazie seines Witzes. Aber mit welch staunenswerther Leichtigkeit auch Dingelstedt sich in alle Lebenslagen und -kreise zu versetzen und ihnen anzupassen vermag: seine Welt, in der Jugend der Gegenstand seiner Träume, später der Schauplatz seiner Erfolge, ist doch der Salon und vom Salon aus betrachtet er die Welt. Er ist immer der Cavalier und seine Damengestalten sind immer perfecte Damen — wirkliche Prinzessinnen, Bankprinzessinnen, Bühnenprinzessinnen; alle seine Helden gehören der Classe der Privilegirten an — Diplomaten und haute finance, Erbprinzen und besternte Excellenzen, der Frack und die weiße Binde, die Uniform

und der Kammerherrnschlüssel — das Alles geht rauschend und blendend, unter einer Fülle von Lichtern und Farben, wie in einem Salon, an uns vorüber und hinterläßt auch ungefähr denselben Eindruck wie in einem Salon. Es ist auch nach dem Leben und voll von Leben — Dingelstedt schildert nichts Andres, als was er gesehen und genau gekannt hat; aber es ist Leben, nicht aus der Tiefe, sondern von der schimmernden Oberfläche und manchmal nur mit dem conventionellen Schein der Wirklichkeit. Aber selbst in den Novellen, wo dieß am Meisten auffällt, zeigt sich immer noch der scharfe Blick des Beobachters, wenn er auch nur an den Aeußerlichkeiten haftet; und überall hat der Leser das Gefühl, die Luft des neunzehnten Jahrhunderts zu athmen, allerdings nicht frei von dem Gasgeruch des Foyers und den Odeurs der vornehmen Welt. Dingelstedt's Roman „Unter der Erde" schildert Volks- und Arbeiterleben, aber doch auch nur im Verhältniß zur Gesellschaft, deren giftiger Hauch es inficirt. Die Unnatur, der sein Held entfliehen möchte, folgt diesem und tödtet die Natur. Dingelstedt's Muse liebt es, an den Tafeln der oberen Zehntausend zu sitzen. Aber auch in dieser Umgebung versäumt er keine Gelegenheit, sich zu seinen alten Tendenzen und Bundesgenossen zu bekennen; und wenn Gutzkow, in seiner wilden Verbitterung die Faust drohend erhebt gegen das Goethe-Schillerstandbild mit den Worten: „Und neunbändige Romane schreiben konnten sie doch nicht," so sagt Dingelstedt, indem er vielleicht den Champagnerkelch von den Lippen nimmt, oder von seinen „stärksten Upmanns die allerstärkste" in Brand setzt: „Wir sind ketzerisch genug

zu behaupten, daß sogar den glücklichen, goldenen Classikern unsere Zeit an Inhalt und Bedeutung über den Kopf gewachsen ist. ... Jetzt," sagt er, „macht man nicht mehr feines Handgespinnst „am sausenden Webstuhl der Zeit", sondern Fabrik- und Maschinenwaare, en gros, mit Dampf, auf dem Telegraphendraht.... Ungeheure Massen sind in Fluß, dämonische Kräfte in Bewegung. Kriege werden geführt mit so vielen Tausenden, wie ehedem Hunderten, und doch geschlossen in sieben Monaten, während sie sonst sieben Jahre dauerten." Wer heute durchdringen, wer Eindruck machen will, muß diesem Zuge folgen. „Heißt das so viel als: „Der Zauberer von Rom", oder „Problematische Naturen", oder „Waldfried", oder „Die Ahnen" stehen über den „Wahlverwandtschaften", über „Wilhelm Meister"? Als Kunstwerke gewiß nicht; aber ganz gewiß im Vorwurf, im Stoff, im Ziele, auch in der raschen, vollen Wirkung im weitesten Kreise." Doch indem Dingelstedt in neidloser Anerkennung also von den Leistungen der Anderen sprach, gab er sich über sein eigenes Schaffen auf diesem Gebiete keiner Täuschung hin. „Ich bin überholt worden, lieber Freund, weit überholt," sagte er mir eines Morgens, während seiner letzten Anwesenheit in Berlin. „Und doch möchte ich die Romane, die Sie geschrieben haben, nicht missen," gab ich ihm zur Antwort.

Ein ungleich Größerer ist Dingelstedt in seinen Gedichten. Hier in der That bewegt er sich in aufsteigender Linie von den lyrischen Anfängen an bis zu jenen modernen Balladen, unter denen die „Drei Stücklein aus dem Todtentanz" einzig in ihrer Art dastehen. Es sind dieselben Anschauungen, dieselben Ideen, welche hier zum Ausdruck

gebracht werden, aber mit einem Ernst, einer Kraft, welche bis in das Innerste dringen und die Tiefen der menschlichen Natur in Erregung setzen. Diese Männer und Frauen aus dem Volke, diese Handwerker, diese Wittwe mit dem Sohne, diese Amme im Grafenpalais: sie sind keine bloßen Figuren, sie sind Menschen, deren Schicksal uns erschüttert; und dieses München, unter dessen grauem, bleiernem Himmel, durch dessen Gassen und Häuser die Cholera schleicht, ist eine ganz andere Wirklichkeit, als das „dissolving view“, welches den Hintergrund der „Amazone“ bildet. Hier ist die Tragik des Lebens, des modernen Lebens; hier, in Wahrheit, vernimmt man das Brausen der „ungeheuren Massen“, hier fühlt man das Walten der „dämonischen Kräfte“, welche den Inhalt desselben ausmachen. Hier aber auch ist ein Ahnen und Athem des Ewigen, Unendlichen; der Gesichtskreis des Dichters wird freier und höher — er mißt sich nicht mehr an den Zeitgenossen, sondern sein Blick, seine Seele geht hinauf zu den Unsterblichen.

O wie entfernt bist Du, wie himmelweit,
Du meines Goethe muth'ge Morgenzeit!

Du Mondnacht selbst, da der Romantik Hand
Aus blauen Blumen bleiche Kränze wand!

Du Götterdämmrung, als mit class'schem Zwang
Zum erstenmal moderne Freiheit rang,

Als Engel Byron mit dem Pferdehuf
Aus vollbewegtem Jetzt sein Epos schuf,

Als Shelley, ein verzweifelnder Gigant,
In seinen eignen Blitzen sich verbrannt,

Als Béranger's getreue Poesie
Der stummen Brust des Volks die Stimme lieh,

Als Heine noch aus Gold die Pfeile trieb,
Aus Marmor Platen seine Lieder hieb,

Als Uhland-Rückert's Dioskurenstern
Hoch im Zenith stand, dem Versinken fern!

Vorbei der Götter- und der Heldenruhm!
Nur Zwielicht rings, nur Epigonenthum! . . . .

Was wälz' ich noch, frägt sich der Poet, die Steine des Gedichts?

Sie rollen, eh' ein ganzes Werk vollbracht,
Zerstreut, zertrümmert, wieder in die Nacht.

Im Prologe hatte der Dichter gehofft:

Ich sammle sie wol noch zu einem Kranz
Von Stücklein aus dem neuen Todtentanz.

Aber im Epiloge muß er resignirt gestehen, daß auch dieses unvollendet bleiben werde:

Die Zeit hat andre Ziele als die Kunst:
Ihr bester Geist verpufft in Dampf und Dunst.

Und dennoch reizt, wie ein vergrabner Schatz,
Mich stets ihr Kampf, ihr Satz und Gegensatz,

Ihr Drang, der jede alte Form zerbricht,
Erfindet er die neue auch noch nicht,

Ihr ungestümer, allgemeiner Schwung
Nach Macht, nach Freiheit und nach Einigung.

In solchen Zügen scheint die Gegenwart
Mir wahlverwandt und meiner eignen Art.

Von allen Altern lieb' ich sie allein,
Mein Mütterchen, mein Kind, mein Fleisch und Bein.

Diese Verse, in denen wir den Dichter wie mit etwas Ueberwältigendem ringen und dem Widerspruch seiner Aufgabe gegenüber die ganze Stärke seines Talentes erkennen, berühren wehmüthig, wie Alles, was Fragment geblieben, sei es durch Verhängniß, sei es durch eigne Schuld; aber sie deuten vielleicht auch den Gesichtspunkt an, unter welchem ein künftiger Beurtheiler Dingelstedt's ihm gerecht zu werden vermag. Sein ganzes Glaubensbekenntniß ist in ihnen enthalten.

Man kann nicht umhin, wenn man Dingelstedt im Zusammenhange liest, an eine, nicht bloß äußerliche, Verwandtschaft mit H. Heine zu denken. Ironie war eine von den Erkennungszeichen seiner Muse; selbst seinen herrlichen und tiefergreifenden Balladen fehlt dieser Zug nicht. Freilich bleibt er hinter Heine zurück, nicht nur in der Mannigfaltigkeit und Tiefe des Talents; er hat ihn auch kaum jemals erreicht in der Vollendung der Form, welche scheinbare Nachlässigkeiten durch strenge Gedankenarbeit hervorbringt. Nur wenige seiner politischen Verse haben sich dem Gedächtniß eingeprägt und keines seiner lyrischen Gedichte ist volksthümlich geworden. Er besaß unzweifelhaft mehr Gemüth und gewiß nicht weniger Leidenschaft als Heine; doch er gab Beides im Leben aus und nicht im Gedicht. Es kostete ihn nicht mehr Mühe geistreich zu sein, als Heine; doch er war weniger wählerisch, als dieser. Sein Witz hatte wol die Schneide — „mir niemals, Andern oft zu scharf" — aber nicht die Spitze des Heine'schen. Dingelstedt begnügte sich mit dem

guten Einfall, Heine schliff ihn wie einen Diamanten. Dingelstedt war mehr der Virtuose, Heine mehr der Künstler; aber Dingelstedt war, wie Heine, ganz ein moderner Mensch und hat als Dichter mitgeholfen, den modernen Ideen, politischen und ästhetischen, einen Ausdruck zu verleihen in Zeiten, welche der individuellen Vollendung nicht sonderlich günstig, jedoch als Durchgangsmomente zu künftigen und — so wollen wir annehmen — besseren Zuständen von hoher Wichtigkeit gewesen sind, wie denn Beide, Jeder in seiner Weise, von sich sagen durfte: „et quorum magna pars fui“.

Noch erinnere ich mich eines Vorfalls aus meinem letzten Zusammensein mit Dingelstedt. Die unschuldigen Ovationen, welche der deutsch-österreichische Leseverein der Wiener Hochschulen mir zugedacht hatte, nachdem ich zum Besten desselben einen Vortrag gehalten, waren durch die Dazwischenkunft der Polizei vereitelt worden. Es waren jene Tage der studentischen Bewegung, auf welche schon Etwas wie ein Schatten dessen vorausfiel, was eben jetzt in einer andern Universität des Reiches zu seiner äußersten und bedauerlichsten Consequenz gereift ist. Fast hätte sich buchstäblich erfüllt, was einer von den Rednern des Abends, Herr Wilhelm Goldbaum von der „Neuen Freien Presse“, sagte: daß ich als harmloser Wanderer nach Wien gekommen sei und es als politischer Märtyrer verlassen werde — wenn auch letzteres nur insofern, als ich, bei der zweimaligen Auflösung der Versammlung und ihrer dreimaligen Auswanderung von einem in's andere Lokal, an der ungestillten Sehnsucht — nach einem Beefsteak litt, wie Sigmund Schlesinger dies sehr witzig in einem

Feuilleton des „Neuen Wiener Tagblatt" beschrieben hat. Ich konnte die Sache nicht anders als humoristisch auffassen. Nicht so Dingelstedt, dem die Zeitungen schon Kunde von den „Ereignissen" der Nacht gegeben, als ich am andern Morgen bei ihm eintrat. Er sah sehr ernst aus, indem er sich auf seinem Bette mühsam erhob und mit der einst so schönen und nun so welken Hand eine warnende oder drohende Bewegung gegen mich machte. „Was hätte ich thun sollen, lieber Freund?" rief ich ganz besorgt. — „Keinen Schritt in Wien, ohne mich zuvor gefragt zu haben," erwiderte er.

Dingelstedt hatte gewiß jede Veranlassung, das politische Gebiet vorsichtig zu meiden. Er war kaiserlich königlicher Beamter und blieb trotzdem immer ein Fremder. Er hatte dem Monarchen für Beweise des Wohlwollens zu danken, welche nicht zu den alltäglichen gehören; er war mit ganzer Seele dem österreichischen Herrscherhaus ergeben und es hätte ihm nicht wol angestanden, mit irgend einer Regierung, welche die Regierung des Kaisers war, in Gegensatz zu treten. Ob indessen jene Richtung, welche mehr die nationalen als die politischen, und damit die vitalen Interessen Oesterreichs trifft, ob sie — gerade weil er Oesterreich so innig geliebt — sein Herz, in dessen verschwiegener Tiefe, nicht doch verwundet hat: wer vermöchte das zu sagen? Ich weiß es nicht; ich habe natürlich nicht mit dem Kranken, und hätte vielleicht nicht einmal mit dem Gesunden darüber gesprochen. Aber ich kenne ein schönes Gedicht von ihm, eines seiner letzten, in welchem er seinen Enkeln in Triest zuruft, ihr „Bissel Deutsch" nicht zu vergessen.

Thut's nicht, ihr Kinder. Fallt nicht ab
Vom Volk, das Euch die Mutter gab.
— — — — — — — — —
Wir Alten sahen, unbeglückt,
Das heil'ge Reich zerstückt, zerdrückt,
Uneins zu Haus und draußen klein . .,
Prophetenloos! Man schickt sich drein!
Doch Ihr erlebt, wenn's Gott gefällt,
Daß deutscher Geist beherrscht die Welt;
— — — — — — — — —
Daß Deutschland, wie es ihm gebührt,
Europens Schwert und Waage führt.
Dann ruft Ihr hoch- und wohlgemuth:
In uns auch fließt das deutsche Blut!
Der Großpapa, nun manches Jahr
Schon todt, ein deutscher Dichter war.
Der hat in einer Frühlingsnacht
Eigens für uns dieß Lied gemacht.
Alljährlich sprecht Ihr's, als Terzett,
Zum Wiegenfest an Mammi's Bett.
Sie kehrt sich still abseits zur Wand
Und flüstert: Vater . . . ., Vaterland!

Wer ein solches Lied gemacht, darf sicher sein, als Mensch in der Achtung und als Dichter im Gedächtniß der Nachwelt fortzuleben.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.